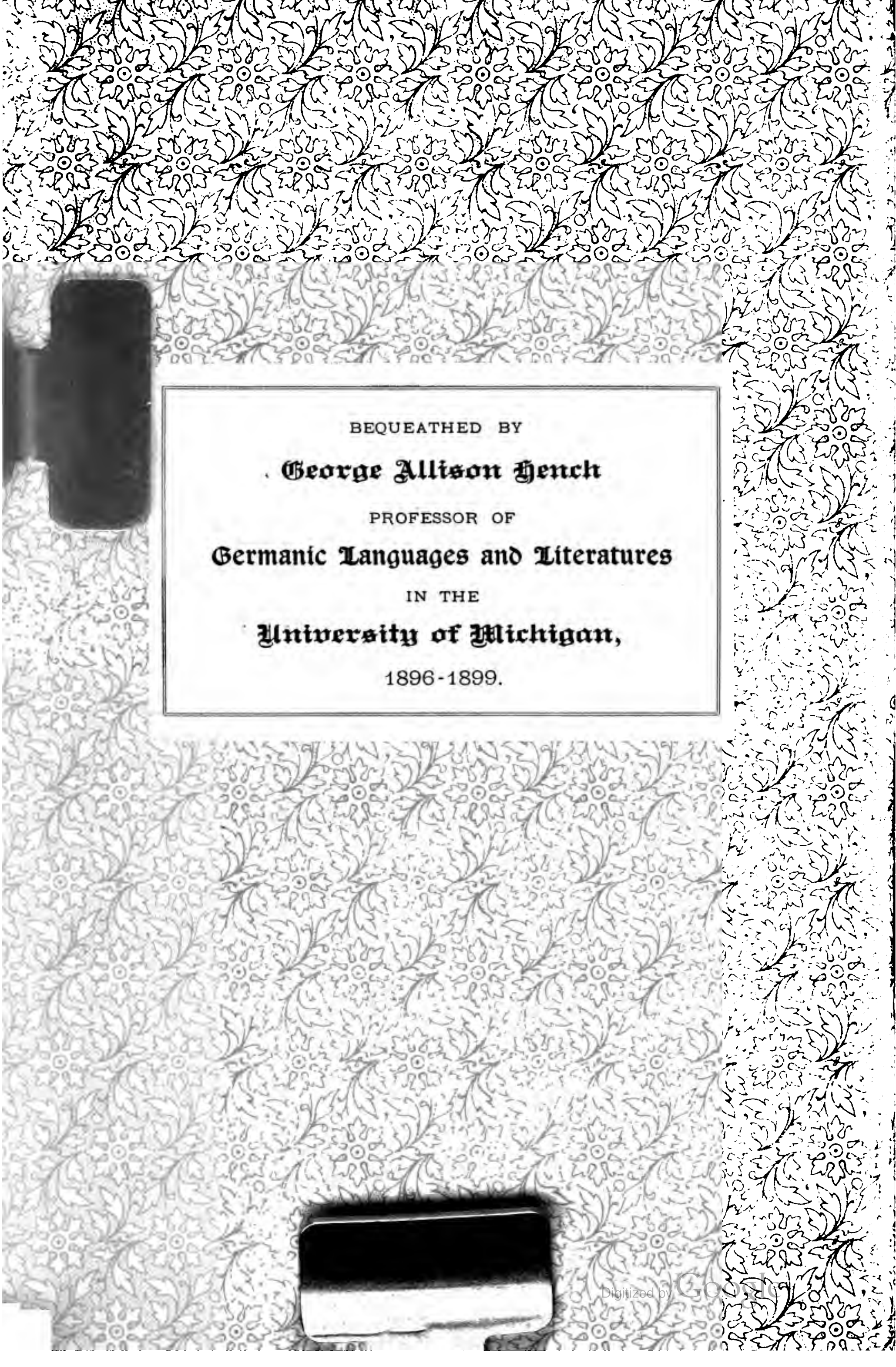
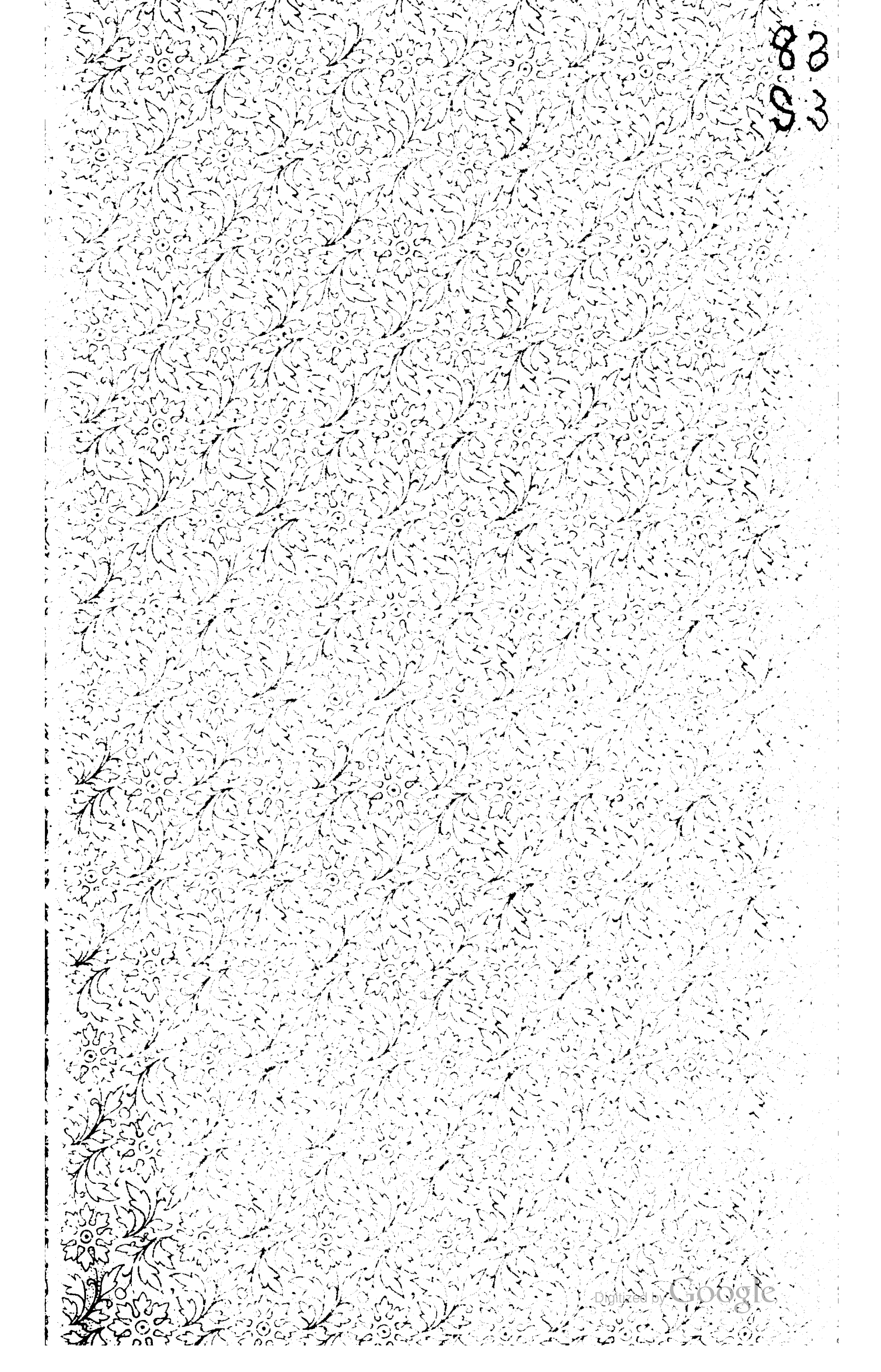




Scherz und Ernst in der Sprache.

Vorträge

im

Allgemeinen Deutschen Sprachverein

gehalten von

Dr. Herman Schrader.



Weimar
Verlag von Emil Felber.
1897.

Dem

Allgemeinen Deutschen Sprachverein,

dessen reichem Wirken

allezeit ein reicheres folgen möge,

aus treuer Mitarbeit

gewidmet von

Dr. Herman Schrader,
Mitgliede des Vereins
von seiner Gründung an.

Vorwort.

Jahre lang hab ich geschwankt, ob ich diese Vorträge gedruckt der Oeffentlichkeit übergeben solle. Zwar habe ich nach jedem gehaltenen Vortrag die hohe Freude gehabt, daß Hörer zu mir traten mit der Aufforderung, der Vortrag müsse gedruckt werden. Aber ich frug mich: was angenehm zu hören ist, ist das auch angenehm zu lesen? Zudem war ich mir bewußt, daß mir aus meiner Zuhörerschaft eine ganz besondere Aufgabe für den Charakter meiner Vorträge erwuchs. Herren und Damen von frischer Jugendzeit an bis zum Greisenalter hin waren meine Hörer. Daraus entnahm ich mir die Aufgabe, den wissenschaftlichen Kern meiner sprachlichen Vorträge in ein unterhaltendes Gewand zu kleiden. Deshalb brachte ich Ernstes und Scherzhaftes aus dem Leben, der Geschichte und den Sagen der Völker. Und mit freudiger Dankbarkeit gedenk ich der schönen Stunden, in denen meine Zuhörer mit gespannter Aufmerksamkeit wohl über eine Stunde lang mir folgten und oft durch fröhliches Lächeln und Kichern mich belohnten. Ich möchte hoffen, daß auch das Lesen der Vorträge ein wenig erfreuen möge.

Ich fürchte nicht, daß man mir zum Vorwurf machen wird, daß ich einige Sätze aus meinem Bilderschmuck und Wundergarten hier ebenfalls bringe. So gut ich einen fremden Schriftsteller citiren darf, so gut darf ich wohl aus meinen eignen Büchern citiren. —

Die Ueberschrift des ersten Vortrags „Sprache ohne Worte“ ist nicht dem trefflichen Buche Doktor Kleinpauls mit gleichem Titel entlehnt. Mein Aufsatz war schon im Jahr 1877 mit eben dieser Ueberschrift zu seinem größten Theile niedergeschrieben, während jenes erst 1888 erschienen ist. Nur das über Franklin S. 7 erzählte Geschichtchen ist aus ihm geschöpft.

Der Aufsatz Nr. 3 konnte von dem Verfasser wegen Beschwerden des hohen Alters nicht vorgetragen werden. Da er aber zum Vortrag bestimmt war, darf er hier seine Stätte finden.

Mit bewegtem Herzen ruft der zweiundachtzigjährige Verfasser seinen früheren Hörern und künftigen Lesern ein herzliches Lebewohl zu.

Berlin am Friedrichshain 40.
Im Sommer 1897.

Dr. Schrader.

Inhalt.

Sprache ohne Worte.

Scheint das nicht ein wunderliches und wohl gar widersinniges Thema zu sein? Sprechen heißt doch gerade durch Worte seine Gedanken ausdrücken.

Und doch ist das Sprechen ohne Worte nicht wunderlicher und widersinniger als etwa ein Schreiben ohne Buchstaben. Wer dies Letztere etwa bezweifeln sollte, der frage nur hier und da einen Schüler, der wird ihm sagen, daß sein gestrenger Herr Lehrer seine Ansicht über Ungehorsam und Faulheit ihm ohne Buchstaben sehr leserlich auf dem Rücken, oder ohne Feder und Tinte mit der rechten Hand auf den linken Backen gar verständlich niedergeschrieben habe. — In einem ähnlichen übertragenen Sinne, wenn auch nicht gerade in so schmerzhafter Weise reden die Menschen ohne Worte unter einander von den urältesten Zeiten an bis auf den heutigen Tag, und solche Reden werden im Allgemeinen eben so gut verstanden wie gesprochene Worte. Ja diese Art Reden haben vor den jetzigen gangbaren Sprachen der Völker noch den besonderen Vorzug, daß man sie nicht erst wie das Englische, Spanische, Griechische mühsam zu erlernen braucht, sondern daß hier der Türke ohne Weiteres den Deutschen, und der Deutsche den Araber und den Inder versteht. — Unsere deutschen Krieger vor Metz, wenn sie das Gewehr im Anschlag hatten, senkten es doch sogleich, wenn sie einen französischen Reiter, ein weißes Fähnlein schwenkend, heransprengen sahen,

weil sie wußten, daß er nicht als Feind, sondern als friedlicher Bote kam. Und als das zermalmte französische Kaiserreich die weiße Fahne in Sedan aufzog, verstanden die deutschen Sieger diese wortlose Sprache vollkommen und jubelten auf; denn sie erkannten, daß die Blutarbeit dieses großen Tages vollendet sei. Und wenn eine Hinrichtung vollzogen werden soll und im Augenblicke der Vollziehung kommt mit verhängtem Zügel ein Reiter, mit einem weißen Tuche wehend, so weiß der Verurtheilte sowohl als die vollziehenden Beamten, daß dies weiße Tuch die Begnadigung ausspricht.

Vielleicht werden Sie mir sagen: das sind ja willkürlich verabredete Zeichen; es könnte ebenso ein grünes Tuch oder eine blaue Fahne sein. — Ich meine aber doch nicht also. Ich halte diese Zeichen für bedeutungsvoller und in der Natur mehr liegend, als wenn mir in einem Gasthause gesagt wird, ein einmaliges Klingeln bedeutet den Kellner, zweimaliges das Stubenmädchen und dreimaliges den Hausknecht. — Nein, jenes ist nicht zufällig und willkürlich verabredet, und es wird sicher niemals geschehen, daß die ehemaligen Seeräuber und die jetzigen socialdemokratischen Petroleure ihre blutrothe Fahne abthun und dafür etwa eine weiße eintauschen. Ebensowenig gehört eine besondere Verabredung dazu, wenn in Kriegszeiten eine Stadt dem herannahenden Sieger die Schlüssel der Stadt übergeben läßt. Derselbe versteht's ohne Worte, daß ihm die Stadt die Thore öffnet und sich ihm ohne Gegenwehr unterwirft. Nicht anders war es, wenn in alten Zeiten die persischen Könige von griechischen Staaten Erde und Wasser forderten. Erde und Wasser eines Landes an einen fremden Gewalthaber liefern: das ist doch wohl sehr verständlich gesprochen; das ganze Land für unterwürfig erklären. — In früheren Zeiten wars Gebrauch, ich weiß nicht, ob jetzt noch, daß auf dem Schaffot der vollziehende Beamte den zum Tode Verurtheilten das richterliche Erkenntniß vorlas und dann einen Stab über ihn brach, zum Zeichen, daß das gebrochene und verwirkte Leben des verurtheilten Verbrechers dem Nachrichter übergeben werde.

Wenn nur ein recht treffendes äußeres Bild oder Zeichen

für den auszusprechenden Gedanken gefunden wird, da findet sich ein und dasselbe redende Zeichen bei verschiedenen Völkern, die kaum in solchem Verkehr gestanden haben, daß ein Volk solches Zeichen sollte von dem andern entlehnt haben. Denn auch z. B. im classischen Alterthume finden wir eben dasselbe, was der Evangelist Matthäus vom Landpfleger Pontius Pilatus bei der Verurtheilung Jesu Christi berichtet. Der heidnische Statthalter brachte aus Rom dieselbe Sitte mit, die bei den Juden schon zur Zeit der Bücher Mosis üblich war (5. Mos. 21, 6). Er ließ sich eine Schüssel mit Wasser bringen und wusch sich die Hände zum sinnbildlichen Ausdruck dessen, was er — den Nahestehenden vernehmbar, den Fernstehenden nicht hörbar — mit ausdrücklichem Wort hinzufügte: Ich bin unschuldig an dem Blut dieses Gerechten. Wollt Ihr einen offenbaren Justizmord begehen, so möget Ihr zusehen, wie Ihrs vor Gott und der Welt verantworten könnt; ich für meine Person bezeuge durch dies Händewaschen meine Schuldlosigkeit an dieser Blutthat.

Xenophon in der Anabasis (5, 7) wirft dem Heere der zehntausend Griechen vor, daß sie sich Frevelthaten gegen befreundete Völker, sogar Ermordung der Gesandten hätten zu Schulden kommen lassen. Man beschließt das Heer zu entsühnen. Und diese Entsühnung geschah durch Waschen und Baden. Es liegt der Gedanke zum Grunde, daß die sittliche Befleckung auch eine äußere Verunreinigung zur Folge habe und daß mit dem Aufhören der letzteren zugleich auch die erste sinnbildlich hinweggenommen werde.

Etwas anders schon verhält es sich mit der Weisung, welche der Herr seinen auszusendenden Jüngern giebt. Wenn sie in einer Stadt ganz verworfen werden, so sollen sie dieselbe verlassen und draußen vor den Thoren den Staub von ihren Füßen schütteln. Dies Letztere ist doch eine Lage, von der man nicht wohl annehmen kann, daß das tägliche Leben und der bürgerliche Verkehr häufig Anlaß zu derselben gegeben habe. Aber, wenn auch zum ersten Male ausgesprochen und zum ersten Male ausgeführt, die Bedeutung drängt sich auf der Stelle mit voller Klarheit auf: Es soll jegliche Gemeinschaft mit solchen Menschen bis zu dem Grade aufgehoben werden, daß man auch nicht ein-

mal ein Stäubchen, das sich etwa an die Kleider oder an die Sandalen gehängt haben sollte, aus solcher Stadt davon tragen will.

Es fehlt auch nicht bei solchem Reden durch Zeichen an Beispielen, die nur ein einziges Mal vorgekommen sind und somit jede Uebereinkunft ausschließen. Der Römer Sextus Tarquinius hatte sich durch Lug und Trug der Stadt Gabii bemächtigt und da er nicht wußte, wie er sich gegen die unterworfenen Einwohner verhalten sollte, so schickte er einen Boten mit dieser Frage an seinen Vater, den König Tarquinius Superbus. Dieser aber, der dem Boten weder mündliche noch schriftliche Antwort geben mochte, führte denselben in seinen Garten und vor dessen Augen schlug er nun mit einem Stabe die höchsten, über die anderen hervorragenden Mohnköpfe ab und hieß ihn seinem Sohne berichten, was er gesehen habe. Dem Sohne wars gleich verständlich und er deutete es ganz richtig im Sinne des Vaters, dadurch daß er die Höchsten und Vornehmsten der Stadt aus dem Wege räumte.

Ganz ähnlich verhält sich's mit folgendem Beispiele aus dem griechischen Alterthume, wo beide Theile durch sprechende Zeichen reden. Ein König der Perser schickte einst, um die Griechen vom Kriege mit den Persern abzuschrecken, einen Sack voller Mohnkörner nach Griechenland, dadurch anzeigend, so unzählbar wie diese Mohnkörner sei die Menge seiner Soldaten. Die Griechen aber, welche diese Sprache nicht blos verstanden, sondern auch noch besser als der Perserkönig in ihr zu reden wußten, sandten ihm einen kleinen Beutel mit Pfefferkörnern, und sagten ihm damit: wir haben zwar nur wenig Soldaten, aber sie beißen.

Beide Theile verstanden Rede und Gegenrede sehr wohl. Die Geschichte aber hat den Griechen Recht gegeben und gezeigt, daß Pfeffer doch in Wahrheit ein kräftigeres Gewürz ist als Mohnöl.

Weit weniger treffend, weil gar vieldeutig und deswegen dunkel, war ein derartiger Gedankenaustausch zwischen Darius von Persien und dem Scythenkönige Idanthyrsus.

Als nämlich Darius durch Gesandte von diesem forderte, daß

er sich selbst und das Seinige ihm unterwürfe, schickte ihm Idanthyrsus anstatt der Antwort eine Maus, einen Frosch, einen Vogel und fünf Pfeile. Darius selbst hielt dies für ein Anzeichen, daß die Scythen Land (Maus), Wasser (Frosch) und Luft (Vogel) und ihre Waffen (Pfeile) den Persern überliefern wollten. Einer aber von den Großen seines Reiches deutete die gesendeten Sinnbilder völlig entgegengesetzt, der Scythe habe den Persern sagen wollen: „Wenn ihr nicht wie die Mäuse unter die Erde, oder wie die Frösche unter das Wasser, oder wie die Vögel in die Luft davon geht, so werdet ihr unsern Pfeilen nicht entgehen.“ Aber Darius konnte nicht überredet werden, diese Auslegung für wahr zu halten, er blieb bei seiner Meinung, die Scythen seien zur Unterwerfung bereit; er griff sie deshalb an, und ward mit großem Verlust von den Scythen zurückgetrieben.

Treffender ist das Folgende. Der athenische Philosoph Xenokrates, ein Schüler Platos († 314) sollte von Alexander dem Großen bestochen werden. Statt der Antwort hub der Philosoph den Deckel von dem Topfe auf, in welchem er seine Linsen kochte.

Als zum Grafen Eberhard dem Rauschebart sein Sohn Ulrich nach der verlorenen Schlacht bei Reutlingen nach Stuttgart kommt, spricht der Vater, der gerade bei Tische saß, kein Wort, sondern schneidet mit dem Messer das Tafeltuch zwischen ihnen entzwei.

Aus neuer und neuester Zeit. — Daß Napoleon nach der Schlacht bei Sedan unserm Kaiser Wilhelm seinen Degen übergab, ist ein herkömmliches Sinnbild der Unterwerfung. — Einzig aber ist, was Franklin that. Vergeblich waren die Beschwerden Nordamerikas gewesen, England möge nicht im Wege der Deportation seine Verbrecher dorthin senden, was ihnen zu schwerem Unheil gereiche. Als aber wieder eine große Sendung Sträflinge angekommen war, schickte Franklin dem englischen Minister in einer Kiste einen Knäuel Klapperschlangen — für den königlichen Garten! Das war deutlich. Solche Sprache ohne Worte ist kürzer und kräftiger als eine lange wohlgesetzte Rede.

Wenn Jemand Bedenkliches redet oder thut, so hebe ich die Hand hoch, an der ich nur den Zeigefinger gerade emporstrecke,

und bewege die Hand hin und her. Damit ist doch deutlich genug in verkürztem Maßstabe der Prügelstock angedeutet, den Jener verdient. — Halte ich die Hand mit emporgestrecktem Zeigefinger still, ruhig: so ist dieser Finger gleichsam ein Wegweiser, der da sagt: Paß auf (daß du nicht irrst, dir Nichts entgeht)! —

Es redet Jemand nicht Gutes von mir, schilt mich, so fasse ich an meine Nase mit den Fingerspitzen und schüttle sie ein wenig; d. h. faß an deine eigene Nase; mit dir steht es nicht besser.

Es hat Jemand gar Dummes geredet: ich tippe mit dem Zeigefinger an meine Stirn und halte ihn da ein Weilchen d. h. bei dem da ists im Oberstübchen nicht richtig.

Lassen Sie mich noch eine derartige sinnige Rede von einem englischen Könige hinzufügen. Der Name desselben ist mir im Augenblicke nicht gegenwärtig; das thut aber nichts zur Sache. Der König fuhr eines Abends ins Schauspiel, aber er hatte sich um ein Weniges verspätet; und der Beginn der Vorstellung mußte bis zu seiner Ankunft verzögert werden. Die Zuhörerschaft, darüber ein wenig unwillig, begrüßte ihn deshalb nicht, wie das sonst üblich, mit dem Gesange der englischen Nationalhymne, sondern hielt sich vollkommen lautlos und schweigend. Was sollte nun der König thun? Etwa zu den Versammelten sprechen? Das hätte sich nicht geziemt. Die kleine Demüthigung etwa ruhig einstecken? Das wäre auch nicht königlich gewesen. Der König hatte den glücklichen Gedanken, ohne Worte zu der Versammlung zu reden und that es in sehr sinniger Weise. Er trat an die Brüstung der Loge, zog seine Uhr aus der Tasche und warf einen Blick auf dieselbe. Hierbei giebt er seinem Gesicht einen Ausdruck des Unwillens, schüttelt den Kopf und mit einer ärgerlichen Geberde wirft er die Uhr — als die Anstifterin des Unheils durch ihr Zuspätgehen — hinab in das Parterre. Die Zuschauer verstanden augenblicklich diese wortlose Rede, brachen in Jubel aus und sangen mit außergewöhnlicher Begeisterung die Nationalhymne.

Sie sehen aus dem bisher Gesagten, daß ich Alles ausschließe, was den Charakter der Willkür, der Uebereinkunft und Verab-

redung trägt. Ich habe es hier nur mit Dem zu thun, wo das sinnliche Zeichen und der natürliche Vorgang durch sich selbst spricht und keines angelernten Schlüssels bedarf. Jene willkürlichen Zeichen sind ja darum an sich geistlos und entbehren des feinen Sinnes. Was ich hier aber behandle, das ist an sich in seiner äußeren Erscheinung ein sinniges Bild von geistigen Vorgängen. Darum haben wir's hier auch nicht etwa mit der Zeichensprache der Taubstummen zu thun. Das sind rein willkürlich gewählte Zeichen, wenn man sie gleich ihrer Faßlichkeit und Behaltbarkeit willen verständig ausgewählt hat, so daß zwischen Zeichen und Bedeutung womöglich ein gewisser Zusammenhang besteht. Aber ebenso gut hätte man auch ganz andere Zeichen festsetzen oder den festgesetzten Zeichen andere Bedeutung geben können. Darum gehen uns hier auch die Signale der optischen Telegraphen nichts an; nichts, wenn auf den Eisenbahnstationen an den Signalstangen dieser oder jener Arm zu dieser oder jener Benachrichtigung gezogen wird; nichts, ob auf den meerfahrenden Dampfschiffen vorn oder rechts oder links weiße oder grüne oder rothe Laternen brennen müssen. Denn all' dergleichen Dinge sind wirklich verabredet; und es hat oft mühsamer Verhandlungen bedurft, bevor eine Vereinbarung hat erzielt werden können. Aus gleichem Grunde weise ich auch die Frage nach der Farbe der Trauer ab. W i r zwar sind so sehr von den Voreltern her an das Schwarz als Trauerfarbe gewöhnt, daß wir uns kaum eine andere Farbe als passend denken können. Und dennoch könnte es recht wohl anders sein, wie es ja wirklich bei andern Völkern z. B. den Chinesen anders ist, wo man in weißen Farben trauert. Zur Zeit des Königs Heinrich III. von Frankreich war dort die weiße Trauer üblich; woher sich der sonderbare Ausdruck schreibt, daß man die königlichen Witwen die weißen Königinnen nannte; weil sie weiße Trauerkleider trugen.

In den Zeiten des alten Testamentes scheint man auch keine besondere Trauerfarbe gekannt und angewandt zu haben. Man drückte damals die innerliche Trauer äußerlich dadurch aus, daß man in Sack und Asche trauerte. Dem liegt folgender richtige Gedanke zu Grunde. Wer im Herzen schwere Trauer trägt, der

hat keinen Sinn für schöne Kleider und sorgfältigen Putz — der macht sich nichts daraus, wenn auch an seinen Kleidern sich etwa ein Schmutzfleck oder gar ein Riß zeigt; der beachtet es kaum, ob sein Haupthaar sorgfältig gekämmt und frisirt ist. Zu diesem Naturgemäßen tritt nun aber in jenen Sinnbildern etwas äußerlich Gemachtes, mit Absicht Hervorgerufenes hinzu, das Natürliche willkürlich verstärkend. Man legte wohl geflissentlich gröbere und schlechtere Kleider an, als die gewöhnlichen, ohne auf die Farbe Rücksicht zu nehmen, ja, machte absichtlich Risse in dieselben, und erzeugte künstlich durch eingestreute Asche ein verworrenes, schmutziges Haupthaar. Das Sinnbild nimmt hier zwar einen naturgemäßen Ausgang; aber es geht aus dem rein Natürlichen heraus durch erweiternde und steigernde Zuthaten.

Sie sehen, daß auf diesem Gebiete gar Vieles willkürlich und wandelbar ist. Wo sich Zwei mit einander verabreden, da können sie jeglichem Zeichen jegliche Bedeutung geben; und es ist gar nichts Unerhörtes, daß zwei Freunde unter dem äußeren Scheine von Familienangelegenheiten sich Mittheilungen über hochwichtige politische Begebenheiten gemacht haben. Hat doch — beispielsweise — ein großer Bankier in Wien im Jahre 1866 so verfahren, in jenen Tagen, als es sich um den Abschluß des Friedens zwischen Preußen und Oesterreich handelte. Er wußte, daß den Telegraphenbeamten die strengste Weisung gegeben war, keinerlei Depesche irgend welchen politischen Inhaltes anzunehmen und zu befördern; er wollte aber gar zu gern seine eben erlangte Kenntniß von dem eben abgeschlossenen Frieden zu einer großen Speculation benutzen. Wie das machen? Er gab nach Frankfurt die scheinbar ganz unschuldige Depesche auf: Herr Scholem ist soeben glücklich hier eingetroffen. Der Telegraphenbeamte, welcher Herrn Scholem wohl für einen vertrauten Freund oder Verwandten des benannten Hauses halten mochte und doch schwerlich aus dem Hebräischen wußte, daß es Friede bedeute, beförderte arglos die Depesche; und dem Herrn wird wohl ohne Zweifel die beabsichtigte Speculation geglückt sein.

Ganz ähnlich wars, wie im December 1877 die *erste* Kunde von der Einnahme Plewna's durch die Russen unter Alexander

in einem Pariser Telegramm nach Konstantinopel kam, ungefähr (ich erinnere mich der Wortfassung nicht genau) mit der Wendung: Ich zeige Ihnen hiermit die Verlobung von Fräulein Plevnice mit Herrn Alexandrowitsch ergebenst an. — Als Garibaldi 1860 in Marsala auf Sicilien mit sieben Schiffen seiner Rothhemden landete, wußte die Regierung bereits, daß er einige Tage vorher abgesegelt und daß etwas im Werke sei. Die größte Wachsamkeit war demnach überall anbefohlen. Als die Schiffe vor Marsala in Sicht waren, telegraphirte der garibaldischgesinnte Beamte in Marsala an den Vorsteher des Revolutionsausschusses in Palermo: „Sieben Ballen rothe Wolle angekommen.“ Sofort brach der — vorher genügend vorbereitete — Aufstand los und sämmtliche Telegraphendrähte um Palermo wurden zerschnitten, so daß Niemand vom Sitze der Regierung Befehle empfing und Antworten und Verhaltungsmaßregeln erhalten konnte. Der Beamte in Palermo hatte die Depesche als gänzlich harmlos an den Empfänger ausliefern lassen.

Thun wir nun von dieser Stelle aus einen kurzen Rückblick auf das bisher Besprochene. Zuerst meine ich, haben wir erkannt, daß es wirklich ein Reden ohne Worte giebt und daß dies von den ältesten Zeiten an bis auf den heutigen Tag mannigfaltig geübt worden ist. Sodann haben wir von unserer Betrachtung alle diejenigen Gebiete zurückgewiesen, wo solches Reden irgend wie auf willkürlich verabredeten Zeichen (oder auch Worten als Zeichen) beruht. Wir wollen es hier eben nur mit solchen Gegenständen zu thun haben, wo das sinnliche Zeichen unmittelbar und naturgemäß die geistige Bedeutung ausspricht, wo beide in natürlichem Zusammenhange stehen.

Sie werden mir nun vielleicht sagen: daß solches Reden ohne Worte Statt findet, steht ja nach dem Allen wohl fest. Aber schade nur, daß sich das für uns und unsern bürgerlichen und gesellschaftlichen Verkehr nicht verwerthen läßt. Denn was bisher hier mitgetheilt ist, das sind doch meist außergewöhnliche Lagen und wer kann dafür stehen, daß er in solcher Lage gerade einen derartigen passenden geistigen Einfall habe!

Hierauf möchte ich Folgendes antworten. Wir Alle stehen

mitten innen zwischen solchem Reden ohne Worte, wir wenden es tagtäglich, ja unaufhörlich an, und zwar nicht bloß, wenn wir mit Andern beisammen sind, sondern auch wenn wir ganz allein sind; und wohl Jeder von uns macht, wenn er zu einem Andern tritt, in der einen oder andern Weise davon Gebrauch.

Aber ich muß um Nachsicht bitten. Denn — das Feld, das ich betreten habe, scheint noch ein wenig bebautes zu sein. In unserer ganzen Literatur dürften nur wenige Werke über diesen Gegenstand existiren, wie mir von sachverständigen Seiten auf Anfragen wiederholt versichert wurde.*)

Solches Sprechen ohne Worte üben wir jeden Tag, auch heute, wo Sie meine Worte hören. Und — hab' ich denn nicht Recht? Haben wir uns nicht schon zu gegenseitiger Begrüßung die Hand gegeben? Warum thun wir gerade also? Warum legen wir nicht zur Begrüßung unsere Hände etwa kreuzweis auf den Rücken oder stecken sie in die Taschen? Nein, wir geben uns die Hände, verbinden sie mit einander und schlingen sie zusammen, zum Zeichen, daß wir ein Band, einen Bund, eine Gemeinschaft zwischen uns aufrichten. Und wenn wir etwa zum Ausdruck besonderer Herzlichkeit uns noch obenein die Hände schütteln, so will das sagen: wir schlingen gleichsam noch einen Knoten aus diesem Bande, auf daß es recht fest halte. Wo dies Handgeben wegen räumlicher Trennung nicht Statt finden kann, da nicken wir uns wohl mit dem Kopfe zu. Auch in diesem Zunicken ist eine Annäherung ausgesprochen, eine Gemeinschaft angedeutet.

Dasselbe Sinnbild, das in der Art unserer Begrüßung liegt, liegt annähernd auch in der Begrüßung der Neuseeländer, wo die beiden sich Begrüßenden ihre Nasen an einander reiben; freilich nicht so sinnig wie bei uns, zu Zeiten vielleicht auch nicht so — appetitlich. Eigenthümlich ist die gegenseitige Begrüßung bei den Chinesen.

---

*) Einzelne gute Gedanken finden sich in Engels Mimik; mehrere tiefsinnige Bemerkungen verdanke ich meinem hochverehrten Universitätslehrer Herrn Professor Erdmann in Halle, und einige hübsche Geschichten (von Garibaldi und aus der Garnison) dem von mir hochverehrten Herrn Major E. v. Schönfeldt.



Da ballt jeder der Begrüßenden die eine Hand, legt dann die andere Hand um die erste und steht nun eine geraume Zeit auf seinem Platze und schüttelt fortwährend seine eignen Hände und verneigt sich fortwährend dabei. Dann thut er ein paar Schritte vorwärts und jene spaßige Begrüßung hebt von Neuem an. Es liegt diesem sonderbaren Gebahren derselbe Gedanke, wie unserm Handgeben und Handdrücken zum Grunde; nur, was bei uns Zweie thun, verrichtet dort der Eine allein aus übergroßer Höflichkeit und aus Scheu, den Andern zu berühren.

Große Angst drückt der Chinese dadurch aus, daß er mit dem Zeigefinger die Stirn wischt, als wolle er den Angstschweiß entfernen.

Ich hatte einer jungen Dame ein Päckchen mit süßen Leckereien geschickt. Am nächsten Tage saßen wir Mittags bei Tisch in einer größeren Gesellschaft. Sie blickte freundlich zu mir herüber, indem sie mit der Hand etliche Male leise auf die Brust klopfte. Das war doch deutlich gesprochen: es hat mir gut geschmeckt.

Ein Freund redet in einer Gesellschaft bedenkliche, verfängliche Sachen. Um ihn zu warnen, lege ich leicht den zweiten Finger auf meine Lippen. Er versteht und — schweigt. Das ist das Horazische: favete linguis. —

Beides war fein. — Aber wie — wenn solche Gedanken in einen groben Bedientenkopf kommen! Die Frau des Hauses sagt ihm in einer Abendgesellschaft leise, er solle aus der Küche noch mehr kalten Aufschnitt bringen. Er kommt, bleibt in der Thür stehen, steckt weit seine Zunge heraus und macht mit der Hand eine verneinende Bewegung. Das sollte bedeuten: Es ist keine Ochsenzunge mehr da! —

In der Schlacht bei Königgrätz in den verhängnißvollen Nachmittagsstunden treffen Bismarck und Moltke zusammen. Bismarck hat noch zwei Cigarren in seiner Cigarrentasche, eine gute und eine schlechtere. Er bietet sie Moltke an. Dieser besieht sie und — wählt sich die gute. — Da erzählt Bismarck: Wenn Moltke noch Zeit und Sinn hat, sich von zwei Cigarren die beste

auszusuchen, so können unsre Sachen nicht schlimm stehen, und ich war beruhigt.

Nehmen wir das Falten der Hände. An und für sich und zunächst spricht es befriedigte Ruhe des Gemüthes aus. Ein Mensch in dieser Gemüthsstimmung liebt es zu sitzen, er lehnt sich mit dem Rücken möglich weit zurück an, legt die Knie über einander und faltet die Hände über dem Schooß zusammen oder schränkt auch wohl die Arme über die Brust in einander. So bietet er in Allem ein Bild der Ruhe dar, von Thätigkeit möglichst weit entfernt. Aus dem genannten Grunde ist das Händefalten auch eine für das Gebet so sehr passende Geberde. Es stellt das ruhige, in sich gesammelte Gemüth dar. Dazu kommt noch, daß die in einander gebundenen Hände, weil sie sich nicht mit fremden Dingen beschäftigen können, die Zerstreuung der Seele hindern. Wollte man noch weiter deuten, so könnte man sagen, ein betender Mensch mit gefalteten Händen hat sich gleichsam selbst gebunden, seinem Herrgott gegenüber, gleich einem gefesselten kriegsgefangenen Soldaten, und übergiebt sich seinem Gott auf Gnade und Ungnade. Sobald das Gebet aber den Charakter einer dringenden, inbrünstigen Bitte annimmt, werden die Hände aus einander gethan und weit geöffnet, die Arme strecken sich gen Himmel empor, zum Zeichen, daß Gott von Oben herab in die bittenden leeren Hände seine Gabe legen wolle.

Wollen wir Freude und Staunen ausdrücken, so schlagen wir die Hände zusammen; in Angst, Schmerz und Verzweiflung ringen wir sie; vor Zorn und Wuth ballen wir sie drohend zusammen. Ein Handschlag gilt bei ehrlichen Männern, auch bei amtlichen Gelöbnissen, fast wie ein Eid. Am Altar legen die Hände in einander, die sich zum Bunde fürs Leben verbinden.

Wie verschiedenartig und bedeutungsvoll ist der Händedruck! Welch zartes Spiel der Liebe im geheimen Druck und Gegendruck! Was die Lippen nicht zu sagen wagen, drücken die Hände aus. Wie wohlthuend ist theilnehmender Händedruck in düstern Stunden des Leides, wie wohlthuend der warme Händedruck der Mitfreude! Ist es doch, als könnte die Hand sprechen, tröstend, beschwichtigend erfreuend, beglückend. Wer mir voll, warm und

kräftig die Hand drückt, bei dem schließe ich auf warme lebhafte wohlwollende Empfindung und Gesinnung. Wer es schwach, lau und kalt thut, meint es wohl nicht herzlich. Wer aber gar nur die ausgestreckte Hand (ohne Druck) steif in die meine legt, oder gar nur zwei Finger (selbst wenn er mit diesen leise drückt), der besitzt wenig oder gar kein Wohlwollen. Sein leises Berühren sagt mir deutlich, daß er mit mir Nichts zu thun haben will. Wie bedeutungsvoll und sinnig ist doch die Sprache der Hand! —

Bei angestrengtem schweren Nachdenken — wie auch bei schweren Sorgen, was sich ja nahe berührt — stützen wir den Kopf, wir legen ihn sanft in eine Hand. Das will sagen: Die Gedanken des Kopfes sind allzu gewichtig und schwer, sie bedürfen einer leiblichen Stütze, wie ein übervoller Obstbaum der Stütze bedarf. Dazu kommt noch, daß das Haupt der Mittelpunkt des Nervensystems ist. Drum hat man wohl nach angestrengtem Nachdenken Kopfschmerzen, Blutandrang; denn es besteht ein natürlicher Zusammenhang zwischen der Empfindung des Nachdenkens und dem Blutandrang. Der Mensch denkt zwar nicht mit dem Kopfe, sondern mit dem Geiste; aber er empfindet das Nachdenken im Kopfe. Uebung freilich stumpft auch hier ab; der Mensch, welcher gern und viel nachdenkt, bekommt nicht so leicht Kopfweh vom Nachdenken, als ein anderer, der selten nachdenkt.

Wir sind im Gespräch mit einem Freunde und erzählen ihm Etwas. Plötzlich stocken wir in unserer Rede; denn der Name eines Ortes, einer Person, die wir zu nennen haben, fällt uns nicht bei. Wir schweigen plötzlich und beginnen statt dessen ohne Worte zu reden. Wer da nun mehr ruhigen Charakters ist, der legt wohl den Zeigefinger an die Nase, reibt dieselbe auch wohl ein wenig. Warum das? warum wird gerade die Nase angefaßt, wenn man sich auf etwas besinnen will? Das Gesuchte nicht finden können, was doch so nah zu liegen scheint, ist ein eben solch prickelndes Gefühl, als wenn man niesen will und doch nicht dazu kommen kann. Das Fingeranlegen und das Reiben der Nase soll diese im natürlichen Sinne zum Niesen, und im übertragenen Sinne dazu veranlassen, das gesuchte Wort gleichsam auszuniesen und somit von dem peinlichen Prickeln unsere Seele

zu befreien. Wer mehr lebhafter Natur ist, der streckt bei solchem Besinnen auf einen entfallenen Namen wohl den rechten Arm aus gegen Den hin, zu welchem er redet und reibt den Daumen der Hand voller Ungeduld mit Schnelligkeit gegen den zweiten und dritten Finger. Er tastet also und sucht etwas zwischen den Fingern, was er dort nicht findet, wie er in seiner Seele den verlorenen Namen sucht; er streckt dabei den Arm zu dem Freunde aus, als soll ihm dieser suchen helfen und das Gefundene gleichsam zwischen die Finger legen. Gesellt sich zu dieser peinlichen Verlegenheit des Suchens noch ein gewisser Verdruß und Aerger, daß wir das Gesuchte nicht finden können, so drückt man wohl den Mittelfinger stark gegen den Daumen und schnellt ihn knallend hinab auf den gebeugten vierten Finger, kurz man schnalzt mit den Fingern. Es kann damit auch ein gleichzeitiges Schnalzen mit der Zunge verbunden sein. Ja, man stößt zugleich auch wohl mit dem Fuße leicht auf den Boden. Das Alles versinnbildlicht den Gedanken einer Erschütterung. Das Wort, das wir suchen und das wir zu unserer eigenen Ueberraschung nicht finden können, gleicht einem lose aufgehängten oder lose liegenden Gegenstande, den wir durch die Erschütterung zum Herabfallen zwingen wollen. Darum drücken wir uns in unserer Sprache auch so sinnig aus, wenn wir sprechen: es fällt mir wieder ein.

Es mag vielleicht, streng genommen, hier nicht ganz hergehören, aber um der nahen Verwandtschaft oder großen Aehnlichkeit willen lassen Sie mich auch ein Wort über das Lachen und Weinen sagen. Diese Aeußerungen unterscheiden sich von dem bisher Genannten dadurch, daß sie nicht unserm freien Willen gehorchen. Sie lassen sich nicht durch willkürliche Entschließungen hervorrufen, und fast noch weniger lassen sie sich zurückdrängen, wo äußerliche Einwirkung sie hervorruft. Lachen und Weinen können wir nicht nach Gutdünken und Belieben rufen und abweisen. Die Franzosen freilich haben ein Sprüchwort, das da lautet: „Eine Frau lacht, wenn sie kann, und weint, wenn sie will." Sie sehen, daß der Franzose auch nur das Eine der Beiden, das Weinen, vom Willen abhängig sein läßt, daß er uns Männern

die Fähigkeit abspricht, das Weinen willkürlich hervorzurufen, und diese Macht nur dem weiblichen Geschlechte zuerkennt.

Ob solche Macht etwa nur den französischen Frauen innewohnt? Ob nicht vielmehr unsere deutschen Frauen solche Macht als eine sehr bedenkliche Ehre von sich abweisen werden? Das möchte ich doch einer freundlichen Erwägung anheim geben.

Das Lachen hängt mit dem Komischen und Spaßhaften vielleicht in folgender Weise zusammen. Beim Lachen stoßen wir die Luft aus, ähnlich, aber nur stärker als beim Sprechen.

Es ist, als wenn man anfangen will zu sprechen, kann aber nicht dazu kommen. Ein ganz ähnlicher Widerspruch liegt in dem Komischen. Da ist erst etwas scheinbar Großes, das aber in überraschender Weise mit etwas Niedrigem endet.

Das Weinen nun steht mit dem Lachen im engsten Zusammenhange. Viele Menschen machen beim Weinen fast ganz genau ebendasselbe Gesicht, wie beim Lachen. Daher war es von dem Maler Pietro von Cortona gerade kein allzu schwieriges Kunststück, durch einen einzigen Pinselstrich ein weinendes Kind in ein lachendes zu verwandeln. Es liegt im Weinen offenbar eine Linderung des Schmerzes. Unsere deutsche Sprache drückt sich auch hier wiederum sehr sinnig aus. Wenn uns ein Plan, ein Wunsch, eine Hoffnung vereitelt wird, so sagen wir wohl: er ist zu Wasser geworden. Ebenso im recht eigentlichen Sinne wird der Schmerz durch die Thränen zu Wasser; wird er nicht völlig hinweggenommen, so wird er doch gelindert.

Wie es aber zugeht, daß der seelische Schmerz auf die Thränendrüsen einwirkt und dort eine Absonderung hervorbringt und durch diese Absonderung eine Erleichterung: das zu erforschen, überlassen wir von Rechts wegen den Herren Aerzten und Physiologen.

Vielleicht bietet Folgendes eine Handhabe zu einer Erklärung. Ein Thränenerguß erfolgt aus leiblicher Ursache, wenn das Auge durch einen hineingerathenen fremden Körper (oder durch blendendes Licht) heftig gereizt wird. Durch die sich bildenden Thränen wird der fremde Körper aus dem Auge hinausgeschwemmt (und die Gewalt des Lichtstrahls gebrochen). In ähnlicher Aeußerung

offenbart sich der Seelenschmerz, der durch die Thränen gleichsam weggeschwemmt wird. Daher mags kommen, daß die Thiere keine Leidensthränen vergießen, weil sie so tiefer Schmerzempfindungen nicht fähig sind wie der Mensch. Auch ganz kleine Kinder bringen es, trotz des gewaltsamsten Schreiens nicht zu einem Thränenergusse; sie müssen das Weinen erst lernen.

Uebrigens wollen wir noch gern zugestehen, daß das Weinen sich leichter durch den Willen hervorrufen läßt, als das Lachen. Ein künstlich gemachtes Lachen verräth sich gar leicht als ein erzwungenes Lachen. Nicht so das Weinen. Es giebt Menschen von so lebhafter und reizbarer Phantasie, daß sie schnell und mit großer Gewalt sich ergreifende, erschütternde, tieftragische Bilder vor die Seele zu führen vermögen, welche dann schnell den Erguß von Thränen erzeugen. Hierdurch wird das erklärlich, was wir aus dem Alterthume her von den sogenannten Klageweibern lesen, welche für Bezahlung jeden beliebigen Todten zu jeder beliebigen Stunde mehrere Tage hindurch zu beweinen vermochten. Da solche reizbare Phantasie dem weiblichen Geschlechte in höherem Grade zu eigen ist, so hat es seinen guten Grund, daß man Klage-weiber nahm, indem man gleich brauchbare Klagemänner schwerlich gefunden haben würde.

Höchst ergötzlich ist, wie Jean Paul in den Flegeljahren eine Thränensuche schildert. Kabel hat in seinem Testamente festgesetzt: mein Haus in der Hundsgasse soll demjenigen von meinen sieben Anverwandten zufallen, welcher von diesem Augenblick an in einer halben Stunde früher als die übrigen sechs Nebenbuhler eine oder ein Paar Thränen über mich, seinen dahingegangenen Onkel, vergießen kann vor einem löblichen Magistrate.

Nun quält sich Jeder in diesem betrübten und krausen Kongreß ab, daß ihm das Haus auf Einer Zähre in den Beutel schwimme. Der Hoffiskal verzieht sein Gesicht, wie ein Handwerksmann, der am Sonnabend Abends von einem Gesellen bei einem Schusterlicht rasirt und radirt wird. — Der Buchhändler denkt an alles Rührende, was er im Verlage hat und sieht aus wie ein Hund, der das Brechmittel, das ihm der Thierarzt auf die Nase gestrichen, langsam mit der Zunge ableckt. — Der

Inspektor hofft dadurch etwas Passendes in die Augen zu treiben, daß er mit ihnen sehr starr und weit offen blickt. — Der Kirchenrath denkt an die weinerlichen Erweichungsreden, die er gehalten. — Der Frühprediger Flachs sieht aus wie ein reitender Betteljude, mit welchem ein Hengst durchgeht. Er denkt an die schlechten Röcke und grauen Haare seiner Zuhörerinnen des Frühgottesdiensts, an den armen Lazarus mit den Hunden, an das Köpfen so mancher Menschen, an Werthers Leiden, ein kleines Schlachtfeld, und an sich selber, wie er sich jetzt so erbärmlich abquäle — und betrübt aufstehend, fast vor Freude über nahe Trauerthränen weinend, spricht er: Meine verehrtesten Herren, ich glaube, ich weine! — So schwer wird es den Männern, auf Befehl oder aus Willenskraft zu weinen. —

Vom Lachen und Weinen ist nur ein kleiner Schritt hin zum Erröthen und Erblassen. Auch diese beiden Aeußerungen der Empfindung haben wir nicht in unserer willkürlichen Gewalt. Das haben Beide mit einander gemein, daß sie sich im Blute offenbaren; beim Erröthen strömt das Blut in die Außentheile, beim Erblassen zieht es sich in die inneren zurück. Wir werden Beides sehr gut beobachten und somit auch leicht erklären können, wenn wir unsern Blick auf den Zorn, auf die Angst und auf die Scham richten. Was ist der Zorn? Ein Trieb zum Ankämpfen, Anstürmen gegen die Außenwelt, die unsere Rechte — wahre oder vermeintliche — verletzt hat.

Um dieses Ankämpfens willen ist es so sehr erklärlich, daß sich der Zorn gern bei lebhaften, muthigen Personen findet. Bei ängstlichen, scheuen, furchtsamen Personen verwandelt sich der Zorn in Aerger. Dieser Aerger stürmt gegen nichts an; der wüthet vielmehr gegen sich selbst, weshalb unsere Sprache wiederum so bezeichnend sagt: er frißt den Aerger in sich hinein. — Der Zorn aber rüstet sich zum Kampf gegen die Außenwelt. Er giebt sich kund in dem Herzen, diesem Blutbeförderer, in den Athmungsorganen und in den Gliedern, welche vorzugsweise mit der Außenwelt zu thun haben, die zum Fassen, zum Kämpfen, zum Zerstören geeignet sind. Darum strömt das Blut in die äußeren

Theile, daß sie von Blutfülle strotzen. Der Zornige wird roth. Die Adern der Stirn, der Schläfe, des Halses schwellen an. Selbst die Augen sind mit Blut unterlaufen und scheinen bei ihrem Rollen förmliche Blitze zu schießen. Zähne und Hände setzen sich mit in Thätigkeit. Die Zähne werden gefletscht und knirschen. Es zuckt in den Fingerspitzen. Die Hände zittern, ziehen sich wohl auch krampfhaft zusammen, ja es steigert sich wohl bis zum unsinnigen Umsichschlagen. Dazu das Zittern der Stimme, eben weil die Organe des Athmens mit betheiligt sind, das Schreien, ja das Brüllen der Worte, weil es dem Zornigen unmöglich ist, leise zu reden. Gleich dem brüllenden Stier, der mit seinen Hörnern den Boden aufwühlt und den Staub in die Luft wirbelt; gleich dem Geier, der mit seinen Krallen seinen Fang zerreißt; gleich dem Tiger, der mit seinem Gebiß seine Beute zerfleischt.

Wie so ganz anders die Angst! Sie ist das offenbare Gegentheil und offenbart sich darum in gerade entgegengesetzter Weise. Die Angst weiß nichts vom Kampf gegen die Außenwelt; ihr ists vielmehr darum zu thun, sich von der Außenwelt zurückzuziehen und abzuwenden. Während daher beim Zorn das Blut nach außen strömt, zieht es sich bei der Angst vielmehr nach dem Innern zurück, es will sich retten und in den verborgensten Schlupfwinkeln verbergen. Daher wird der Angstvolle blaß. Während beim Zorn die Gliedmaßen sich voll Gewalt anspannen und nach außen sich strecken, ziehen sie sich bei der Angst zurück, die Hände bergen sich nahe dem Körper und machen wohl eine abwehrende Bewegung nach außen, die innere Handfläche nach außen gekehrt; die Knie knicken wohl ein und die Füße versagen den Dienst, so daß ein Entfliehen zur Unmöglichkeit wird.

Es kommt auch vor, daß ein Zorniger abwechselnd roth und blaß wird. Dann wechseln eben die entgegengesetzten Empfindungen in seiner Seele. Erst nämlich hat die Begierde, Vergeltung zu üben, die Oberhand; dann treten alle jene genannten Erscheinungen des Ankämpfens gegen die Außenwelt hervor und er wird roth. Dann aber übermannt ihn auch wohl das Gefühl der erduldeten Unbill; er fühlt sich so tief gekränkt und gedemüthigt, daß das

Blut zum Herzen zurückströmt, daß er folglich blaß wird und daß er auch wohl die Arme schlaff am Körper herabsinken läßt.*)

Haben wir bisher meist solches Reden ohne Worte betrachtet, bei welchem der Wille des Menschen mehr zurücktritt und welches mehr unmittelbar geschieht, so wollen wir jetzt unsern Blick auf solche Erscheinungen richten, wo in gewissem Grade der Wille des Menschen mit wirksam ist, um die innere Empfindung zur äußerlichen Darstellung zu bringen. Es könnte freilich scheinen, als seien dergleichen leibliche Aeußerungen keinem Gesetze unterworfen, weil sie eben im gewissen Sinne vom Willen des Menschen abhängig sind, und ja jeder Mensch nach Belieben andere Bewegungen und ganz verschiedenartige Geberden machen könnte. Allein schon eine flüchtige Beobachtung der Menschen und die allgemeine Erfahrung lehrt, daß gewisse Geberden allen Menschen gemeinsam sind und daß sie von jedem Menschen aus jedem Volke unmittelbar verstanden werden; woraus wir mit Recht folgern, daß ein gesetzmäßiger Zusammenhang Statt finde und ein allgemeiner, tiefer Sinn ihnen innewohne. So, meine ich, wirds wohl auf dem ganzen Erdenrund keinen Menschen geben, der nicht die Geberdensprache der Schläge verstünde. Ein loser Bube erzählt uns, er habe wohl große Lust zu dem und dem muthwilligen Streiche, wenn er nicht fürchten müßte — und nun schweigt er und legt die eine Hand auf den Rücken und fährt da mit ihr auf und ab. Ists nicht handgreiflich gesprochen, daß er schon die zu erwartenden Schläge fühlt und liebkosend mit der Hand die getroffenen Stellen reibt? — Oder: Es hat Jemand einen muthwilligen Jungen vor sich und spricht: „Wenn Du das noch 'mal thust, so" — er schweigt und streckt seine flache Hand aus und bewegt sie wagerecht schnell durch die Luft. Der Junge versteht recht gut die angezeigte Maulschelle oder Ohrfeige. — Oder: Jener ballt die Faust und erhebt sie und schwingt sie schnell schräg nach unten, oder — wie man es auch sehen kann: er feuchtet zuvor seine Hand mit Speichel an; es ist leicht zu

*) Ueber Erröthen und Erblassen findet sich im „Wundergarten der deutschen Sprache" S. 31.

deuten: er ergreift im Geist einen Stock und damit ihm dieser nicht aus der trockenen Hand fliege, feuchtet er sie erst ein wenig an. Der Junge weiß recht gut, daß ihm dies eine Tracht Prügel aus dem ff andeutet. — Es ist vielleicht von solchen Geberden hergenommen, daß wir sagen, es liege etwas „Schlagendes“, unmittelbar Sprechendes, Ueberzeugendes in den Geberden. Wir sehen hier immer einen innern Zusammenhang zwischen der innern Empfindung und der äußern That, und die Geberde vermittelt Beides.

Daher redet der Mensch ohne Worte schon durch seine aufrechte Stellung. Der Mensch steht nämlich nicht etwa, weil er muß, sondern weil er will, weil er frei ist, weil er sich als Herr fühlt. Daher ist's so natürlich, wenn der Wille des Menschen zurücktritt, gebeugt wird, oder ganz aufhört; wenn der Mensch traurig, oder — wie unsere Sprache so bezeichnend spricht, wenn er niedergeschlagen ist: da beugt er sich, macht sich niedriger, oder wird wie in der Ohnmacht ganz zu Boden geschlagen.

Wo uns etwas Größeres entgegentritt, wo wir von etwas Erhabenen gleichsam niedergedonnert werden, wo wir uns als Niedrige fühlen: da erniedrigt, verkürzt man den Körper. Das geschieht schon, indem man das Haupt ein wenig beugt und in noch geringerem Grade, wenn man diese Beugung nur durch eine Abwärtsbewegung der Hand andeutet; in stärkerer Weise geschieht es, wenn man den ganzen Oberkörper beugt; und am allerstärksten, wenn man seinen ganzen Körper der Länge nach zu Boden streckt. — Ebenso sprechend ist das Gegentheil. Wo der Mensch sich fühlt, als ist oder sei er etwas, wo er sich als Herren weiß oder als solchen geltend machen will, da richtet er sein Haupt empor, da streckt er den ganzen Körper der Länge nach aus, ja er tritt wohl gar auf die Zehen, um möglichst groß oder hoch zu erscheinen.

Bis zu diesem Grade ist das eben Gesagte nur ein Zeichen der bewußten Manneswürde. Verwandelt sich diese aber in Dünkel und Hochmuth und Eingebildetheit, so verstärken sich jene äußeren Zeichen bis zur Uebertreibung, zur Verzerrung. Solch eingebildeter Narr trägt den Kopf nicht blos aufrecht empor,

sondern nach rückwärts gebogen, so daß die Nase hoch zu stehen kommt; weshalb wir solchen Menschen mit Recht hochnäsig nennen, und „er trägt die Nase hoch" für gleichbedeutend gebrauchen: er ist (im schlechten Sinne) stolz.

Wunderschön hat Göthe den geistigen Sinn und die tiefe Bedeutung des aufrechten Stehens und des Niederknieens geschildert, wenn er die Eugenie, welcher der König das Niederknieen vor ihm hindern will, (in der Natürlichen Tochter 1, 5) sagen läßt:

> Wenn wir in raschen, muthigen Momenten
> auf unsern Füßen stehen, stracks und kühn
> als eigner Stütze froh uns selbst vertrauen:
> dann scheint uns Welt und Himmel zu gehören.
> Doch was in Augenblicken der Entzückung
> die Knie beugt, ist auch ein süß Gefühl.
> Und was wir unserm Vater, König, Gott
> von Wonnedank, von ungemess'ner Liebe
> zum reinsten Opfer bringen möchten, drückt
> in dieser Stellung sich am besten aus.

Mit jener genannten Beugung und Erniedrigung des Körpers steht das Verhüllen des Antlitzes im engen Zusammenhange. Es verstärkt noch diese Erniedrigung. Der vor Einem stehende Gegenstand oder Mensch ist so groß und so erhaben, und das Gefühl der eigenen Niedrigkeit und Nichtigkeit so mächtig und demüthigend und beschämend, daß man nicht aufzuschauen wagt, um nicht geblendet oder niedergeschmettert zu werden.

Der Bescheidene und Ehrerbietige hält sich für Annäherung und Gemeinschaft zu gering; drum läßt der Bescheidene gern Raum zwischen sich und Dem, zu welchem er redet, und zieht den Hut schon, wenn er noch mehrere Schritte von dem zu Grüßenden entfernt ist; der Stolze lüpfet kaum die Mütze, wenn er gerade an dem Andern vorbeigeht.

Da das Antlitz des Menschen leichter als andere Theile und Glieder die innern Empfindungen der Seele abspiegelt, so ist's ganz natürlich, daß das Angesicht vorzugsweise zu ihrer Versinnbildlichung gebraucht wird. Ich nenne beispielsweise das so-

genannte Maulhängenlassen. Daß hierin ein Staunen, das etwas nicht fassen, nicht begreifen kann, und somit etwas recht Dummes liegt, versteht ein Jeder. Es ist auch wohl zu erklären. Denn dazu, daß der Mensch den Mund in seiner gewöhnlichen, geschlossenen Lage fest zusammenhält, gehört eine nicht unbedeutende Kraft. Wenn nun der Mensch etwas nicht mehr fassen, nicht begreifen kann, so versagen die Bänder den Dienst, der Unterkiefer fällt unwillkürlich hinab, der Mund geht auf, eben weil er nicht mehr packen kann. Ganz anders, äußerlich wie innerlich, verhält es sich mit dem ein wenig geöffneten Munde beim Anblick eines schönen Bildes, beim Anhören einer schönen Musik. Da ist's, als genügen Augen und Ohren noch nicht als Werkzeuge des in sich Aufnehmens; da öffnet man zugleich noch den Mund, um noch mehr solche geistige Speise aufnehmen zu können.

Wir rümpfen die Nase, wenn wir irgend wohin kommen, wo es nicht recht geheuer ist für die Geruchsnerven; man wittert und schnüffelt, weil da Verdächtiges sich merken läßt.

Dasselbe thun wir auch bei inneren Empfindungen, wo wir etwas zu hören bekommen, was ebenfalls nicht recht geheuer und uns ebenso unangenehm ist wie ein widerwärtiger Geruch.

Ferner der Mund. Die Kinder noch mehr als die Erwachsenen ziehen den Mund in die Breite, wenn sie etwas schlecht Schmeckendes, etwas Ekelhaftes in den Mund bekommen haben. Darum machen wir auch bei derartigen geistigen Empfindungen eine Bewegung in der Mundgegend. Wenn wir etwas Widerwärtiges, Unanständiges, Ekelhaftes zu hören oder zu sehen bekommen, so sprechen wir unsern innern Widerwillen und Ekel und Abscheu durch eine derartige Bewegung des Mundes aus, als handle es sich darum, einen ekelhaften Bissen aus dem Munde hinaus zu stoßen.

Es ist zwar kein schönes, aber doch recht sprechendes Sinnbild, das ich jetzt nennen will. Mancher, wenn er in verdrießlicher Verlegenheit oder Aerger ist, kratzt sich hinter den Ohren. Warum das? Das Kratzen geschieht aus leiblicher Ursache, wenns juckt, um Staub oder irgend etwas Belästigendes fortzuschaffen. Innerer Aerger und Verlegenheit nun peinigt ähnlich wie etwa ein stechendes

Insect. Daher die gleiche Bewegung, um sie fortzuscheuchen. Aerger und Verlegenheit ist ein halber Zorn; und Kitzel ist ein halber Schmerz. Wer sich ärgert, empfindet solchen innern Kitzel, und den sucht er durch Kratzen zu entfernen.

Auch die Athmungsorgane spielen eine sehr wichtige Rolle. Wenn der Mensch in Verlegenheit ist, so hustet er; nicht etwa blos deshalb, um dadurch eine Secunde Zeit zu gewinnen. Denn dazu könnte er viel zweckmäßiger Anderes vorschützen, z. B. plötzliches Nasenbluten. Wir husten aber leiblich, wenn uns etwas in die Kehle gekommen ist, was da nicht hingehört und was wir wieder hinausschaffen wollen. Gerade so ist's geistig bei der Verlegenheit. Da ist so zu sagen unserer Seele etwas in die unrechte Kehle gekommen; das wollen wir nun wieder hinaushusten. Daß übrigens diese Art Husten nicht etwa ein künstlich angelernter ist, geht schon daraus hervor, daß schon recht kleine Kinder diese kleine List anwenden.

Ist's Freude oder Glück der Liebe, in erster Linie zur Braut, zum Weibe aber auch zum Freunde, zum Kinde: so sucht die Empfindung der Seelen- und Herzensgemeinschaft auch nach dem entsprechenden äußeren Ausdruck, und fügt den genannten noch andere Züge hinzu. Darum sitzen Liebende so gern Hand in Hand, gehen Arm in Arm, lehnen Einer dem Andern den Kopf an die Brust, legen Wange an Wange, drücken Lippen auf Lippen. Um dieser innern Gemeinschaft und Vereinigung willen gehen auch Freunde gern Hand in Hand, Arm in Arm, und binden sich durch Handschlag, Kuß und Umarmung von Neuem zusammen.

Werden derartige Empfindungen bis zu hoher Lebhaftigkeit gesteigert, wachsen sie bis zum Ungestüm, so möchte man Alles, was uns umgiebt, Alles, dessen wir im Augenblick habhaft werden können, in diese Empfindung mit hineinziehen. Da werden Personen geliebkost, umarmt und geküßt, wenn sie mit der Sache selbst nichts zu thun haben. Ja, die Brust quillt in solchen Augenblicken so mächtig über, daß selbst Thiere es sich müssen gefallen lassen, mit in diesen Wirbel gerissen zu werden. Vielleicht erinnert sich der Eine oder Andere unter uns, daß er in solchen Momenten, wenn er Niemand anders hatte, sogar seinen Hund

genommen und geliebkost, gestreichelt, geklopft und gedrückt hat. Es sollte mich gar nicht wundern, im Gegentheil, ich finde es menschlich wahr und rührend, wenn etwa im letzten Kriege ein deutscher Reitersmann in Frankreich, wenn er einen lieben, sehr lieben Brief von gar lieber Hand aus der Heimath erhielt, sein Pferd am Kopf genommen und herzlich geküßt hat.

Der alte Grieche Xenophon erzählt in seiner Anabasis einen wunderhübschen Zug. Der jüngere Cyrus, durch Geist, Kraft und Adel der Seele seines großen Anherrn nicht unwürdig, glaubte ein größeres Anrecht auf den persischen Thron zu haben, als sein älterer Bruder Artaxerxes Mnemon. Zum Kampfe gegen denselben rief er 10,000 griechische Krieger sich zur Hülfe. Sie kamen; aber in der Schlacht bei Kunaxa (Oktober 401), welche zwar die Tapferkeit der Griechen verherrlichte, verlor Cyrus das Leben, die persischen Truppen desselben ergriffen die Flucht und die Griechen standen nun mit ihrer geringen Schaar allein im feindlich erbitterten Lande, durch unendlichen Raum und durch zahllose feindliche Völker von der Heimath getrennt. Nachdem nun erst noch die Führer durch tückischen Verrath ihr Leben verloren hatten, übernahm Xenophon den Oberbefehl und vollbrachte jenen in der Geschichte ewig denkwürdigen Rückzug. Nach unzählbaren und unsagbaren Mühsalen, durch wilde Gebirge und noch wildere Völkerschaften hindurch, gelangen sie endlich an das Meer, das ihnen Rettung bringt und sie endlich mühelos der Heimath zuführen wird. Ergreifend ist es, wie Xenophon das Geschrei schildert, das sich nach und nach aus den vordersten Reihen bis zu der Nachhut fortpflanzt und wie sie in seliger Freude rufen: „Thalatta! Thalatta!“ (Das Meer! Das Meer!) Und als Alle auf die Höhe angekommen waren und das ersehnte Meer vor sich sahen, da — erzählt Xenophon — fielen sie sich Alle in die Arme, Befehlshaber, Hauptleute, Soldaten, — und weinten.

Es gereicht mir zu großer Befriedigung, hinzufügen zu können, diesen griechischen Herzen gleichen unsere deutschen Herzen. Denn was hier Xenophon von seinen Griechen erzählt, das hat sich aus überwallender, patriotischer Freude bei der Kunde von den Sedan-

ereignissen in Berlin wiederholt am 2. September 1870. Als die Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon zum ersten Male Jerusalem erblickten, küßten sie erst die Erde, dann erhoben sie sich und fielen sich in die Arme, jeden Standesunterschied vergessend.

So schön und erfreuend diese eben vorgeführten Bilder waren, so häßlich und abschreckend sind die, welche durch Haß, Rache und Wuth hervorgerufen werden. Wer von solchen Leidenschaften ergriffen ist, bei dem strömen alle natürlichen Kräfte nach außen. Er sieht seinen Feind, den er vernichten möchte, wirklich vor Augen oder stellt ihn sich als gegenwärtig vor. Drum ruft er an seinem Körper Alles wach und setzt es in Thätigkeit bis zur Verzerrung, wodurch er dem Feinde Schrecken einjagen kann. Er gebraucht demnach vorzugsweise die Werkzeuge, wodurch er einschüchtern, bedrohen, gefährden kann; also Augen, Mund und Zähne, Arme, Hände oder Füße.

Besonders interessant ist es, solches Gebahren zu beobachten, wenn der Feind nicht gegenwärtig ist. Da wird die Wuth an lebendigen und selbst leblosen Dingen ausgelassen, die in irgend welcher Verbindung mit dem gehaßten Gegenstande stehen. Ist's ein Brief, der solche Wuth erweckt hat, so wird derselbe in der Hand zerknittert, mit Füßen getreten, mit den Zähnen zerrissen. Und ist gar nichts vorhanden, woran der Wüthende seine wilde Gluth kühlen kann, so fällt er gar sich selbst an und zwar — was sehr charakteristisch ist, gerade diejenigen Theile, wohin das Blut am heftigsten geströmt ist, also Haupt und Hände. Er kann sich so zu sagen in Wuth den Bast von den Händen winden, kann sich mit den Nägeln die Hände, das Gesicht blutig kratzen, sich die Lippen blutig beißen, die Nägel bis auf's Fleisch zerkäuen, sich das Haar ausraufen. Die Hände, die Zähne, die Füße wollen schlechterdings etwas zu thun haben. Er stampft mit den Füßen den Boden; ja im Nothfall zerbricht er den Stuhl, zerschlägt den Spiegel und schleudert Gläser und Teller zur Erde, daß sie klirrend zerspringen.

So etwa that einst Fürst Bismarck. Es hatte ihm viel Mühe gemacht, den lange schwankenden König zur Ablehnung

der Einladung zum Frankfurter Fürstentage zu bewegen. Als endlich der absagende Brief dem abreisenden Sachsen übergeben war und die Thür hinter diesem sich geschlossen hatte, zerschlug und zerschmetterte Bismarck vor Zorn und Grimm über die langen Spannungen einen auf dem Tische stehenden Teller mit sammt den Gläsern: Ich mußte etwas zerstören, sagte er; jetzt ist mir wieder wohl!

Bei diesem außerordentlichen wunderbaren Manne finden wir solches Thun begreiflich und in der Ordnung. Gewöhnliche Menschen dürfen sich dergleichen nicht erlauben; denn wo der innere Ingrimm den Menschen bis zu solchen Handlungen hinreißt, daß er seine Wuth gar an leblosen Gegenständen ausläßt, da sagen wir ganz mit Recht: er ist außer sich, nicht bei sich, hat die Besinnung verloren. Denn Spiegel und Stühle stehen absolut in keinem Zusammenhange mit den inneren Empfindungen. Todte, leblose Dinge können uns nicht beleidigen und kränken. Aus diesem Grunde finden wir es nicht blos lächerlich, sondern sehen es als eine Art von Sinnlosigkeit und Verrücktheit an, wenn der Perserkönig Xerxes das Meer, welches seine Brücke nach Griechenland hin durch Sturm und Wogen zerstört hatte, dafür zur Strafe mit Ruthen peitschen, ihm Ketten anlegen und Brandmäler aufbrennen läßt.

Nachdem ich Ihnen somit eine mannigfache Reihe von Erscheinungen, wie man ohne Worte reden und innerliche Empfindungen verleiblichen kann, vorgeführt habe, möchte ich noch zufügen, daß ein Gradunterschied Statt hat in der Lebhaftigkeit solcher Darstellungen. Der eine Mensch ist ja schon von Natur lebhafter, rascher, feiner; der andere von Natur träger, langsamer, phlegmatischer, plumper. Wo der Eine schon gleichsam mit Händen und Beinen zappelt vor lauter prickelnder Ungeduld, rührt der Andere noch kein Glied und giebt der Empfindung kaum in den Mienen des Gesichts Ausdruck. Wo der Eine schon in gellendes Gelächter ausbricht, zeigt der Andere kaum ein leichtes Lächeln um seine Lippen. Vielleicht kann man auch sagen: Leute, welche den geringen Ständen angehören, äußern derartige Empfindungen im Allgemeinen mit größerer Lebhaftigkeit, als Leute

der höheren Stände. Für den Feingebildeten sind da gewisse Schranken gezogen, die er, auch in großer seelischer Aufregung, nicht leicht überschreiten wird. Denken wir uns zwei, in dieser Weise verschiedene Menschen auf der Straße in pöbelhafter Weise beleidigt. Während der Eine seine Augen rollt und die Fäuste ballt, sehen wir den Andern nur vor Scham erblassen, daß er solch pöbelhaftem Angriffe ausgesetzt ist, aber er setzt, äußerlich ganz ruhig, seinen Weg fort.

Doch das Alles betrifft nur den Unterschied des Grades; bei dem Einen treten solche Verleiblichungen innerer Empfindung leichter, schneller, stärker hervor, als bei dem Andern. Sie treten aber hervor, und zwar — was eben das Merkwürdige ist — in stets wiederkehrender Gleichheit und Regelmäßigkeit. Das ist ja eben das Wunderbare, daß diese Erscheinungen nicht zufällig sind, sondern daß ein nothwendiger innerlicher geistiger Zusammenhang zwischen der inneren Empfindung und ihrer Verleiblichung Statt findet. Ich möchte hier noch besonders zu beobachten bitten, daß ich mit Vorbedacht immer nur von Empfindungen gesprochen habe, nicht von Gedanken im engeren Sinne. Denn Gedanken werden in solcher Weise nicht verleiblicht; und wo etwa der Versuch gemacht wird, fällt er gar zu leicht sehr kläglich aus. Soll es zu solchem Sprechen ohne Worte in naturgemäßer Weise kommen, so müssen wir das, was wir als theoretische Erkenntniß in uns haben, erst mit unserer natürlichen Individualität, d. h. mit unserer Leiblichkeit verbunden haben; es muß mit einem Worte erst zur Empfindung geworden sein. Das ruhige Denken verleiblicht sich nicht derartig; dazu ist nöthig, daß wir erst eine Empfindung von unserm Denken haben müssen. Und das ist recht gut so. Es würden ja sonst lebhaftere Menschen kaum aufhören können, fort und fort — daß ich so sage — mit Armen und Beinen zu zappeln und Gesichter zu schneiden.

Wie bedenklich es aber ist, wenn man die dem natürlichen Wesen des Menschen gesteckte Schranke überschreiten will, wenn man eine Reihe von theoretischen Gedanken zu versinnbildlichen versucht, und wie es nur einem gar feinen Kopfe gelingt, mit Glück und Geist hier und da etwas Sinniges zu schaffen: darüber

lassen Sie mich Ihnen zum Schluß noch zwei kleine Geschichten mittheilen, welche in ihrem gegensätzlichen Verlaufe das Gesagte bestätigen mögen.

Die erste trug sich am königlich englischen Hofe zu, zur Zeit des Nachfolgers der großen Elisabeth, des Königs Jacobs I. Es kommt die Nachricht an den königlichen Hof, es werde ein berühmter spanischer Gelehrter, der im Geberdenspiel und in sinnbildlichen Darstellungen eines großen Ruhmes genoß, zum Besuch erscheinen, um zu erkunden, ob England einen ihm ebenbürtigen Geist besitze. Der König, der dem angesehenen Gast gern die Spitze geboten sehen wollte, war in großer Verlegenheit, woher einen solchen nehmen, da es Gelehrte von Fach in diesem Stücke damals so wenig gab als jetzt. Nach langem Suchen gelingt es endlich, in London einen einäugigen ungelehrten Bürger ausfindig zu machen, der durch seine drollige Lebendigkeit in der Stadt bekannt war. Er wird in seine Rolle eingeweiht, in den prächtigen Professorentalar gekleidet; und vor Allem wird ihm bedeutet, er dürfe vor dem Spanier alle möglichen Grimassen machen, aber ja nicht sprechen. Dann werden die beiden Männer zusammengeführt. Der Spanier zuerst macht eine Verbeugung; der Londoner Bürger verbeugt sich ebenfalls. Dann hebt der Spanier einen Finger der rechten Hand in die Höhe; der Engländer hebt deren zwei in die Höhe. Dann streckt der Spanier noch den dritten Finger empor und der englische Bürger ballt die Faust. — Nach einem kleinen Weilchen ergreift der Spanier eine Pomeranze und schwenkt sie langsam vor dem Gesicht des Engländers hin und her. Dieser aber holt einen Schiffszwieback, den er gerade bei sich hatte, aus der Tasche hervor und hält ihn dem gelehrten Herrn unter die Augen. Auf dem Gesicht des Spaniers zeigt sich eine große Befriedigung und Freude, er macht seinem Collegen eine artige Verbeugung und kehrt in das königliche Zimmer zurück, wo man ihn mit großer Spannung erwartet hatte. Dort erzählt er, er habe — England zum Ruhm und sich zu großer Genugthuung — einen ihm ebenbürtigen Geist hier gefunden. Zuerst, erzählt er, hielt ich ihm — mit einem Blicke auf ihn und mich — einen Finger empor, um ihm zu sagen, daß unser Stand,

der Lehrstand, der Stand der Wissenschaft und Kunst, der erste Stand der Welt sei. Er antwortete mir mit dem Emporhalten von zwei Fingern, um auszudrücken, daß unserm Stande der zweite Stand ebenbürtig sei, der Wehrstand, das Königthum mit seinen Verzweigungen in Civil und Militär. Ich streckte danach auch noch den dritten Finger in die Höhe, zu sagen, daß in die volle staatliche Gliederung auch noch der dritte Stand, der Nährstand, gehöre. Als sinnige Antwort darauf ballte mein College die Faust und sprach damit den Gedanken aus: die drei Stände sind eins und bilden ein großes, zusammenhängendes Ganze. Darnach ergriff ich eine Orange und zeigte sie ihm, um auszudrücken, wie köstlich die Frucht unseres Standes sei, Ehre bei der Mitwelt und Nachruhm in den kommenden Geschlechtern. Er dagegen zeigte mir ein Stück Brod, zum Zeichen, daß derselbe auch dem Bedürfnisse des praktischen Lebens, der Nothdurft und Nahrung dieses täglichen Lebens zu Gute komme.

Sie haben auf den ersten Blick erkannt, wie maßlos hier im Thun und im Deuten die natürlichen Schranken überschritten sind. Darum wird es Sie auch nicht wundern, wenn der Bericht des ehrsamen Londoner Bürgers ganz anders ausfällt. Dieser erzählt: „Erst machte mir der Spanier eine Verbeugung, welche ich erwiederte, wie es Schick und Brauch ist. Dann hob er einen Finger in die Höhe, um zu sagen, daß ich nur ein Auge habe. Ich hub nun zwei Finger hoch, zu sagen, daß er deren zwei habe. Dann ließ er davon aber noch nicht ab, sondern streckte drei Finger aus, um mich zu verhöhnen, daß wir Beide zusammen nur drei Augen hätten. Da wurde ich wild und drohte ihm zornig mit der Faust. Er, noch nicht zufrieden, holte einen gelben Apfel und fuhr mir damit vor meinem Gesicht hin und her und sagte damit, solche schönen Früchte gäbe es wohl bei ihm zu Hause, aber hier in England nicht. Drum hielt ich ihm ein Stück Brod unter die Nase, das ich gerade in der Tasche hatte, und sagte ihm damit unverhohlen, daß mir mein ehrliches tägliches Brod doch hundertmal lieber sei, als alle seine ausländischen Pomeranzen. Das schien er denn auch zum Glück einzusehen denn er machte mir

wieder eine Verbeugung, ich ihm auch eine, und er ging von dannen.

Vernehmen Sie nun die zweite Geschichte, die einen andern Charakter trägt.

Die Hauptstadt des Landes — sagen wir in Persien — war der Sitz einer berühmten Gelehrtenakademie, deren Grundgesetz also lautete: Die Akademiker sollen viel denken, wenig schreiben und so wenig als möglich reden. Man hatte ihr um deswillen den Namen der schweigenden gegeben, und die Gelehrten des Landes rechneten es sich zur höchsten Ehre, ihr anzugehören. Da trug es sich zu, daß eines ihrer Mitglieder mit Tode abgegangen war. Kaum hatte ein stiller, bescheidener Gelehrter, der Verfasser einer kleinen vortrefflichen Schrift, den wir Rostem nennen wollen, in seinem abgelegenen Dörflein erfahren, daß ein Platz in der Akademie erledigt wäre, als er sich auf den Weg machte, in der Hoffnung, denselben zu erhalten. Er kommt in der Hauptstadt an und läßt sich ungesäumt bei der Akademie melden, die gerade zu einer Sitzung versammelt war. Das Gesuch, welches er derselben überreichen ließ, enthielt nur die schlichten Worte: „Rostem bittet unterthänigst um die erledigte Stelle." — Fruchtlos Bemühen! Der Platz war schon besetzt. Der fürstliche Hof hatte der Akademie schon einen seiner Günstlinge aufgedrungen, der durch seine gewandte Redefertigkeit der Gegenstand allgemeiner Bewunderung war; und für die Akademie bestand einmal das Gesetz, daß die Zahl ihrer Glieder die Zahl hundert nicht überschreiten durfte.

Sie fühlte den erlittenen Zwang diesmal um so schmerzlicher, als sie sich jetzt genöthigt sah, unsern Gelehrten abzuweisen, einen so tief denkenden Kopf, einen so großen Schweiger, den Schrecken aller Schwätzer. Der Präsident konnte sich kaum entschließen, ihm die unangenehme Nachricht anzukündigen, und war verlegen über die Art, wie er sich am zartesten dabei benehmen solle. Nach einigem Besinnen nahm er eine große dastehende Trinkschale, und goß sie bis an den Rand so voll Wasser, daß ein einziger Tropfen mehr sie zum Ueberfließen gebracht haben würde. Jetzt hieß er den Bewerber hereintreten.

Dieser erschien, mit jener Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, welche fast immer der innern Tüchtigkeit und dem wahren Verdienste zur Seite geht. Der Präsident erhob sich, und ohne ein Wort zu sprechen, wies er mit bedauerndem Blicke auf die volle Schale hin. Der Gelehrte verstand ohne Mühe, was man ihm sagen wollte, daß nämlich kein Platz für ihn in der Akademie übrig sei. Aber, ohne den Muth sinken zu lassen, dachte er, der Versammlung seinerseits zu verstehen zu geben, daß ein überzähliges Mitglied nichts verändere. Er sieht ein Rosenblatt zu seinen Füßen liegen, hebt es von der Erde auf und legt es langsam und sorglich behutsam auf die Fläche des Wassers, so daß auch kein Tropfen überfließt. — Ein allgemeines freudiges Händeklatschen erfolgte, man ließ das Gesetz für diesmal schlummern, und unser Gelehrter ward einstimmig zum akademischen Mitgliede aufgenommen.

Man reichte ihm nun die großen Pergamenttafeln der Akademie, auf welche jedes neugewählte Mitglied seinen Namen eigenhändig einzutragen verpflichtet war. Er schrieb sich ein, und nun blieb ihm nichts mehr zu thun übrig, als — der Sitte gemäß — eine kurze Dankrede zu halten. Er that es, als wahrhaft schweigender Akademiker, ohne ein Wort zu sprechen. Er schrieb nämlich die Zahl 100 auf, die Zahl seiner neuen Amtsgenossen, setzte sodann eine Null zur linken Seite dieser Zahl vor die Eins und schrieb darunter: „Ihr Werth wird dadurch weder erhöht noch vermindert (0100).“ Der Präsident aber antwortete dem bescheidenen Manne mit eben soviel Feinheit und Artigkeit, ebenfalls ohne ein Wort zu sprechen, indem er die Null an der linken Seite löschte und sie dafür an die rechte Seite der Zahl setzte, und darunter schrieb: „Ihr Werth ist um das Zehnfache erhöht (1000).“

Bietet uns diese letzte Geschichte nicht ein entzückendes Bild feiner, zarter, durchgeistigter Versinnbildlichung schöner Gedanken?

Ich breche ab, nicht aus Mangel an Stoff. Denn das hier betretene Gebiet ist groß und weit und bietet des Interessanten und Lehrreichen noch eine mannigfaltige Fülle. Aber das Ihnen Vorgeführte wird genügen, um zu zeigen, daß ein Reden ohne Worte nicht blos möglich ist, sondern auch weit und breit, zu allen

Zeiten von allen Menschen geübt wird. Soviel mir bekannt ist, haben gelehrte Männer wohl nur wenig und nur so nebenbei sich mit diesem Gegenstande beschäftigt. Und doch meine ich, wenn Schiller sagt: „Tiefer Sinn liegt oft im kindischen Spiele“, so haben wir noch weit grösseres Recht, von unserm Gegenstande zu sagen, daß ein tiefer Sinn darin liege. Und wenn der Dichter des Faust spricht: „Greif nur hinein in's volle Menschenleben, wo Du es packst, da ist es interessant“, so gilt das auch von unserm Gebiete, das ja, wenn nicht ein Stück Menschen*leben*, so doch eine wesentliche Eigenthümlichkeit des Menschenwesens selbst ist. Es ziemt ja dem Menschen und ist seiner hohen Würde entsprechend, auch aus äußerlichen Erscheinungen das Geistige aufzusuchen, aus dem Vergänglichen das Bleibende und in allen Erscheinungen das hohe, unvergängliche Wesen des Geistes mehr und mehr zu erkennen.

Das Fremdwort im Volke.

Wenn ich jetzt zu Ihnen über das Fremdwort im Volke reden will, so dürfen wir uns zunächst wohl verwundern, daß überhaupt Fremdwörter bis in tiefe Schichten des Volkes gedrungen sind. Woher sollen diese die französischen, italienischen, lateinischen, griechischen, hebräischen Brocken beziehen? Die Thatsache aber ist da. Sie ist nur zu erklären aus der traurigen allgemeinen deutschen Sucht nach Fremdwörtern. Die gebildeten Kreise, welche Rede und Schrift mit Fremdwörtern verunstalteten, aber zu schmücken meinten, haben das Uebel verschuldet. Die niederen Kreise blicken zu jenen empor und wenn sie da aus vornehmem Munde gelehrt klingende Worte hörten, so mußte das doch etwas Schönes sein, durch dessen Anwendung man sich ebenfalls den Anstrich von Bildung und Vornehmheit geben konnte. Wie der biedere Pedro in der „Preciosa“ sagt:

Herrlich! etwas dunkel zwar —
Aber 's klingt recht wunderbar.

Jene Sucht nach fremdländischem Klange ist so groß, daß selbst ehrliche deutsche Worte mit ausländischem, französischem Klange behängt werden, wie: pechös, Klebasche (von Kleid), Takelage, Leckage, Futterage, Spendage, Faßtage, Schenkage. Auffallend hierbei ist, daß das Volk diesen Wörtern durchgehend das weibliche Geschlecht beilegt, während französische Analogie das männliche Geschlecht fordert.

Erst vor wenigen Tagen hab ich gesehen, daß hier ein zymotechnisches Lehr-Institut besteht. Was steckt denn wohl Großartiges hinter diesem geheimnißvollen Worte? — Es wird wohl auf die einfache Lösung herauskommen: Hier wird Bärme bereitet und ihre Zubereitung gelehrt; denn zyme (ζύμη) heißt im Griechischen der Sauerteig. —

Beginnen wir mit Wörtern aus dem Lateinischen. Von einem Eingebildeten, Anmaßenden sagt das Volk: Er will immer das Prä haben, von der lateinischen Präposition prae vor d. h. er will den Vorzug, den Vorrang vor Anderen haben. — Es ist Jemand in großer Verlegenheit, und weiß nicht, wie er sich aus ihr erretten und wofür er sich entscheiden soll. Da heißt es: Hier hilft kein langes Simuliren d. h. kein langes Nachdenken, Sinnen, Grübeln. Vom lateinischen simulare, von similis ähnlich machen, nachahmen, vorgeben, erheucheln, sich verstellen. Die eigentliche Bedeutung des Lateinischen ist im Volke ganz verloren gegangen. Das Volk gebraucht auch in gleichem Sinne ein deutsches Wort mit lateinischer Endung: sinniren, von sinnen gebildet. — Das Wort stante pede d. h. stehenden Fußes, auf der Stelle, sogleich, flugs, — wird gern und viel gebraucht und auch im richtigen Sinne, aber mundgerecht zugerichtet in: stantepē, stanterpeder, in Sachsen noch deutscher stande Beene. — Ferner: ein Braten wird ratzekahl aufgegessen, die Gelder sind ratzekahl verschwunden. Vom lateinischen radix, davon das nicht altlateinische radikal d. h. wurzelhaft, von der Wurzel an, von Grund aus, völlig. — Es gibt übrigens wirklich auch ein ächt deutsches Wort ratzekahl d. h. kahl wie ein Rattenschwanz. Freilich sollte man es kaum für möglich halten, daß ein gebildeter Schriftsteller in ernster Darstellung schreibt: Der Ort liegt auf rattenkahlen, sonnverbrannten Höhen. Er muß die Endsilbe in radikal nach seiner Schreibweise wohl für unser kahl, calvus ψιλόσ gehalten haben. — Nicht übel ist der Ausdruck: er hat einen animus von der Sache, eine Vermuthung. Animus heißt ja auch die Gesinnung, die Seele, und trifft im Klange trefflich zusammen mit unserm: etwas ahnen. Recht wunderlich ists, daß man mit unserm deutschen „Schwanen" das lateinische animus

zu Einem Worte verbindet und etwa sagt: Wir hatten schon längst einen Schwanimus davon. — Auch hört man wohl: dazu habe ich keinen Mum d. h. keinen Muth, keine Lust, keinen Sinn. Das ist abgekürzt aus animum. — Die Abgabe eines Zehnten, Dezem, die schon im alten Israel üblich war, und sich bei uns bis in die jetzige Zeit erhalten, ist jetzt wohl fast überall aufgehoben oder abgelöst. Das Wort aber hat sich erhalten in seiner allgemeinen Bedeutung: das, was Einem von Rechtswegen zukommt, besonders in übler Bedeutung von etwas Unangenehmen z. B. von einer verdienten Tracht Prügel: da hat er sein Dezem weg. —

Wenn wir in unsrer Rede ein bedenkliches, etwas anrüchiges Wort gebrauchen wollen, so erbitten wir uns Nachsicht zuvor mit den Worten salva venia d. h. mit Erlaubniß zu sagen. Auch in die Volkssprache ist dieser Ausdruck übergegangen in der Entstellung salfēne. Selbst Hebel wendet ihn in der Geschichte Kannitverstan an: Fässer voll Reiß und Pfeffer und salveni Mausschmutz (Mausdreck) drunter. — Als Drohung, womöglich mit in Aussicht gestellter Prügel kann man das Wort hören: Wart, ich will dich Moritzen lehren. Das unverstandene lateinische Einem mores d. h. Sitte lehren, zurechtweisen, hat sich das Volk durch den Personennamen Moritz mundgerecht gemacht. — Ich will das erst einmal genau absolviren, gewöhnlich gesprochen absolfiren d. h. beobachten, bedenken. Dies Wort darf man nicht aus dem naheliegenden lateinischen absolvere lösen, lossprechen erklären, sondern es ist entstellt aus observiren, observare beobachten. — Das Wort modest, vom lateinischen modestus, wird allerdings oft im richtigen Sinne gebraucht für bescheiden, Maß haltend, züchtig; aber es wird (besonders im Thüringischen) oft auch angelehnt an das Wort Mode und bedeutet modern, modisch. War es doch eine Zeit lang gebräuchlich, daß man — „salfene“ — die Beinkleider mit dem glimpflichen Worte Modesten nannte. Sonst nennt man sie verhüllt wohl die Unaussprechlichen und noch zarter die Unflüsterbaren. — Auch das lateinische convivium d. h. Gastmahl, Schmaus, Gelage ist in gleichem Sinne ins Volk gedrungen, wird aber gewöhnlich Konfischen gesprochen. — Je-

manden tortewiren d. h. ihn quälen, durch Nörgeleien belästigen, auch wohl ihm einen Tort (Schabernack) anthun. Jedenfalls liegt hier das lateinische Torquēre zu Grunde, d. h. eigentlich drehen, krümmen, aber auch martern, peinigen, zumal das Supinum tortum. Möglich, daß auch das französische le tort das Unrecht, mit hineinspielt. Man hört auch wohl (ebenfalls von torquere) tormentiren d. h. quälen, foltern, vom lateinischen tormentum d. h. Marterwerkzeug, auch Wurfgeschoß. Davon heißt auch der fürchterliche Schneesturm in den Hochalpen im Italienischen tormento. — Daß das Betheurungs- oder Fluchwort des Volkes Sackerment, oder Sapperment, aus dem lateinischen sacramentum stammt, ist bekannt. Das gleichbedeutende Wort Sackerlot oder Sapperlot hat mich lange geneckt, bis ich fand, daß es nur wenig geändert, von sacra lotio komme, d. h. heilige Taufe. — Recht hübsch hat das Volk aus dem Ventilator (Windfang, Luftzieher) einen Windelator gemacht, indem es das lateinische ventus Wind zugleich richtig übersetzte. Nur kurz will ich noch erwähnen, daß die Worte horribel durch harübel, famos durch vermost, successive durch schluckzessive oder zickzackzive mundgerecht gemacht werden. — Bevor ich nun von diesen aus dem Lateinischen stammenden Fremdwörtern scheide, lassen Sie mich noch das Geständniß machen, daß ich selber unlängst das Opfer eines solchen Fremdwortes geworden bin. Als ich nämlich vor Jahr und Tag in Ruhestand trat und nach Berlin übersiedelte, erhielt ich amtliche Briefe aus der Heimath, auf deren Adresse man mich als Emeritus bezeichnen wollte. Man schrieb aber statt des abgekürzten emerit. vielmehr Eremit. Die Meinen mit mir sahen erfreut das als einen höhern Fingerzeig, als eine Art von Orakel an, und da meine Wohnung gerade am Friedrichshain gelegen ist, so werde ich scherzweise der Eremit vom Friedrichshain genannt, und ich bemühe mich nach Kräften, diesem Namen Ehre zu machen.

Nun das Griechische. Da griechische Fremdwörter im Allgemeinen der Sprache der Gebildeten ferngeblieben sind, so konnten solche auch nicht in das Volk eindringen. Hier sind es meist technische Ausdrücke, welche man — freilich sehr entstellt — da

zu hören bekommt. Die Aerzte verstehen es, wenn eine Frau aus dem Volke über ihr Maigrün klagt, daß sie die Migräne meint, jenen entsetzlichen halbseitigen Kopfschmerz, welchen die Griechen deßhalb mit Recht Hemikranie (ἡ ἡμικρανία) nennen. — Ein gewisser Sinn liegt auch darin, wenn man aus Atmosphäre (wörtlich Dunstkreis) Athmungsfähre gemacht hat; denn mit Luft haben es Beide zu thun. — Sehr beliebt im Volke ist das Wort barbarisch. Nur dürfen wir hier nicht daran denken, daß dem Griechen jeder Nichtgrieche, Ausländer ein Barbar war; noch weniger daran, daß für uns ein Barbar ein roher, grausamer Unmensch, ein Wilder, ein Wütherich ist; nein, das Volk gebraucht das Wort einfach als starken Superlativ, wenn es z. B. gern sagt: heut ists barbarisch kalt, wie sonst: höllisch heiß. — Ein glücklicher Instinkt hat das Volk auch geleitet, den Rheumatismus in Reißmatismus, und den Gymnasiasten in einen Gymnasiengast umzudeuten; denn bei dem Ersteren gibts wirklich ein böses Reißen in den Gliedern, und der Letztere ist doch in der That nur ein Gast auf dem Gymnasio. — Das Wort melancholisch wird — wohl mit unbeabsichtigtem Spott in maulhängkolisch umgedeutscht. Das Hauptwort Melancholie kennt das Volk nicht, wie jener Harzreisende erfuhr, welchem sein Führer erzählt, hier bei dem sogenannten Mägdesprunge habe von dem Felsen hinab sich ein junges Mädchen gestürzt, das den Tod gesucht habe. — Wohl aus Melancholie? frägt der Herr. — Nein, aus Quedlinburg! erhält er zur Antwort. — Das Wort Fisematenten, in der Wendung: mach mir keine Fisematenten vor, stammt, wie in den neuesten Auflagen des Bilderschmucks nachgewiesen ist, aus dem griechischen physemata (die Aufblähung, das Aufgeblasene). — Es mag ja wohl höheren Kreisen angehören, was ich jetzt nennen will. Aber weil es nicht unwitzig ist, bitte ich mir die Mittheilung zu gestatten. Das lateinische periculum in mora (Gefahr im Verzuge) hat man hellenisirt in Perikles in Morea.*) — Zwei gelehrte Herren begegnen sich.

---

*) Höfer läßt dafür den alten Tambour sagen, nicht so schön: Herkules in Morea.

Der Eine ruft: Guten Morgen Plato! der Andre: Guten Morgen Perikles. Der Erstere war durchaus kein Philosoph und der Zweite kein Staatsmann; aber der Plato Angeredete hatte einen kahlen Kopf, eine Platte; und dieser gelehrte Perikles trug eine Perrücke. — Als vor vier bis fünf Jahrzehnten in vielen deutschen Kreisen jene — sit venia verbo — unverständige und mit vielem Undank gelohnte — Schwärmerei für die Polen herrschte, konnte man (wie Andresen berichtet) in deutschen Landen singen hören: Polen, Polen macht sich frei, Polen bricht die Thüren ein. „Thüren ein“ ist vielmehr eine Volksübersetzung von — Tyrannei. — Allerliebst ist, was Andresen von der gelehrigen Magd seines elterlichen Hauses erzählt. Er hat als Knabe sie oft singen hören und selbst nachgesungen:

> Wenn die Hochzeitsfackel lodert,
> Sehet welch ein Gott sie hält!
> Niemand kommt, wenn man ihn fodert
> Aber wenn es ihm gefällt.

Man muß wirklich ein halber Apollo sein, um herauszufinden, daß in diesem Unsinn der Gott der Hochzeiten und der Gott der Liebe stecken: Hymen und Amor, so daß es richtig heißt:

> Hymen kommt, wenn man ihn fodert,
> Amor, wenn es ihm gefällt. —

Noch zwei griechische Worte muß ich nennen, weil sie gerade hier in Berlin sehr gebräuchlich sind. Man kann hören: Warum bist Du denn so misogyne? sei doch nicht so misogyne! im Sinne von mißmuthig, verdrießlich. Das Wort muß aus dem Griechischen stammen, weil es hier genau ebenso lautet μισογύνης d. h. Weiberhasser. Das Wort muß wunderliche Wandlungen durchgemacht haben, bis es zu der allgemeinen Bedeutung des Verdrießlichen gekommen ist. Es ist übrigens höchst schmeichelhaft für das schöne Geschlecht, daß das Volk urtheilt, Weiberhasser können nur mißmuthige, grämliche Männer sein. — Ein Leibgericht des echten Berliners ist doch sicherlich Eisbein und Sauerkohl. Was hat das Eis, glacies, mit diesem gepökelten Schweinefleisch zu thun? Es liegt hier eben ein Fremdwort zu Grunde, das nur

zur Hälfte ins Deutsche übersetzt ist: os is-chion. Das griechische *ἰσχίον* heißt das Hüftgelenk, die Hüftpfanne, in der sich der Kopf des Oberschenkelknochens dreht. os d. h. Knochen oder Bein. Gerade das an den bezeichneten Stellen des Thieres befindliche Stück heißt richtig Is-bein. Das unverstandene, plattdeutsch klingende Is ist dann in das hochdeutsche Eis — freilich sinnlos — übertragen worden. Auch die niederländische Wortform heißt isbēn. — Wo auch die guten Deutschen auf dem weiten Erdenrund weilen, überall machen sie sich fremde Laute und Wörter mundgerecht. So wandeln die deutschen Auswanderer in Brasilien die portugiesische Paraty-Straße in Paradies-Straße um, und aus der saraiva-Straße (saraiva dreisylbig) machen sie in aller Unschuld Seeräuberstraße. — Bei uns hier hat man die beiden Namen Sodom und Gomorrha — absichtlich — scherzweise umgedeutscht in: So dumm und ju'n Morgen. —

Wir machen jetzt einen kleinen Abstecher nach Italien. Denn auch aus dem Italienischen hat unser Volk etliches Sprachliches genascht, theils durch Vermittelung der höheren Stände, auf welche der Glanz und die Ueppigkeit des italienischen Lebens einen eigenthümlichen Zauber ausübte; war ja doch Italien in Kunst und Wissenschaft und verfeinerter Sitte und Lebensgenuß den deutschen Ländern weit überlegen. Theils brachte der unmittelbare Verkehr mit Italienern hier in Deutschland manch italienisches Wort in das Volk. Italienische Handelsleute besuchten gern und häufig die westlichen und südlichen Theile von Deutschland. Auch die frühen Postverbindungen zwischen Augsburg und Mailand können leicht italienische Ausdrücke in deutschen Mund gebracht haben. Wir nennen folgende:

Er hat etwas in petto. Petto heißt die Brust, das Gemüth. Daher der Sinn: er hat etwas im Herzen, nämlich verschlossen oder beschlossen, noch nicht kundgegeben; er behält es bei sich, behälts sich vor, hält es geheim. Man kann sagen: er ist Bürgermeister in petto, d. h. seine Wahl ist beschlossen, aber noch nicht veröffentlicht. — Das italienische Wort stammt aus dem lateinischen in pectore in der Brust. — Nach etwas

grapsen oder grappschen. Bei Goethe im Todtentanz: er tappet und grapſ't an den Grüften. Das Wort bedeutet: mit gieriger Hast nach etwas tasten oder greifen. Man kann hier zweifeln, ob das deutsche Wort aus dem Italienischen komme, oder umgekehrt. Grappare und aggrappare heißt im Italienischen anhängen, anhäkeln. Der Stamm kann aber auch deutsch sein, vom alten grîpan d. h. greifen. Wir haben ja auch die Wörter Grabbel und krabbeln. —

Wenn wir sagen: etwas ist futsch, Geld, Gut, Ehre d. h. es ist schnell verschwunden, oder ein Spiel (beim Kartenspiel) ist futsch d. h. verloren, so haben wir es vielleicht mit einem echten deutschen Worte zu thun, obwohl es schwer halten möchte, irgend verwandte Wörter im Deutschen zu finden. Drum möchte es nicht unrecht sein, auf das italienische fuggire (fliehen, verschwinden) hinzuweisen (vom lateinischen fugere fliehen) sfuggiti danari, sfuggiti cugine (Geld fort, Freunde fort!). Sicher ist aber die Weiterbildung des Wortes italienischen Ursprungs. Man kann auch aus Volksmunde hören: etwas ist futschikato. Dies stammt von dem italienischen Participium fuggiacchiato, oder auch tutti futschikato (Alles ist weg) und sonderbarerweise auch: futsch perdü, oder futschikato perduto. — Wenn man eine vergeßliche oder gedankenfaule Jungfer eine Dunzel oder Tunzel nennt, so kann man das Wort ja allerdings mit dem deutschen Duns d. h. Dummkopf, zumal ein dünkelhafter, erklären; einfacher erscheint aber die Ableitung aus dem italienischen donzella, aus dem mittelalterlichen lateinischen domincella. — Dalli, dalli! hört man in der Mark, in Thüringen für: flugs, flink! (flugs d. h. im Fluge). Vielleicht verdanken wir dies Wort den Landsknechten des Mittelalters, deren deutsch-italienisches Kauderwelsch schon im 15. Jahrhundert vielfach verspottet wurde. Der Italiener spricht sein da gli d. h. auf ihn (in einem Worte dàgli) wie dalli aus, im Sinne: drauf los, und dies deckt sich mit der deutschen Bedeutung. Richtiger wird dies Wort jedoch aus dem Polnischen gedeutet. Mir erzählte ein Postmeister, der lange im Posenschen angestellt war, daß er oft seinen säumigen Postillionen zugerufen habe: dalli, dalli. — Der Geheimrath Reuleaux hat mir diese Deutung

bestätigt. — Das Wort deckt sich also mit dem deutschen Worte, das ich oft aus plattdeutschem Munde gehört habe: dralle, dralle! — Sehr bekannt ist der gelbe Ball im Billardspiel unter dem Namen Karoline oder Karline. Dieser Name hat mit dem weiblichen Vornamen nichts zu thun; er ist vielmehr verderbt und mundgerecht gemacht aus dem italienischen Caramboline. Caramboliren d. h. mehr als Einen Ball mit dem Spielball treffen. — Da dieser Ball aus Elfenbein gefertigt wird, da auch manche Goldmünzen den Namen Karolin oder Karlin (von einem Fürsten Karl [in Baiern, Sardinien, Neapel]) führen, so konnte (den weiblichen Namen hinzunehmend) Hebel das Räthsel aufgeben: Von Elfenbein stößt man mich fort, von Gold steckt man mich ein, von Fleisch und Blut war Mancher froh, mein Bräutigam zu sein. — Auch unser deutsches Scharmützel stammt von dem italienischen scaramuccio, ein kleines Gefecht, ein Handgemenge. Wahrscheinlich stammt dieses italienische Wort aber erst aus dem altdeutschen skirmen her, was dasselbe Wort ist wie unser schirmen. —

Wir kommen jetzt zu dem eigentlichen und ärgsten Seuchenheerde. Zu einem solchen ist uns Frankreich geworden, seit vielen Jahrhunderten. Schon mit den Kreuzzügen hebt dieser Einfluß an durch das vorgeschrittene französische Ritterthum, durch ritterliches Wesen und ritterliche Dichtung. Unheilvoll wurde dieser Einfluß besonders in und nach jenem dreißigjährigen Religionskriege, welchen wir Deutschen um seines über unser Vaterland gebrachten und fast bis auf unsre Tage sich erstreckenden Elends nicht genug bejammern können. Frankreich war uns ja damals in Kunst und Wissenschaft, sowie in verfeinerter Sitte überlegen und jener König-Sonne, Ludwig XIV., der das größte Unheil und die größte Schmach über Deutschland gebracht, ward — es ist traurig zu sagen — durch die Glanzentfaltung an seinem Hofe nachzueiferndes und nachgeeifertes Vorbild für deutsche Fürsten und Vornehme. „Die Sprache Frankreichs (wie Prof. Dunger — Die Sprachreinigung und ihre Gegner S. 54 — sagt) ward bald ein unentbehrlicher Bestandtheil feinerer Bildung. Deutsche Fürsten reisten nach Paris, um dort französische Sprache und Sitte zu lernen; ihrem Beispiele folgten die vornehmen

Stände. Bald waren diese Bildungsreisen in allgemeinem Gebrauche. Und alle, die zurückkehrten, wurden Apostel des abgöttisch verehrten Welschthums. Schon Grimmelshausen spricht sich (1643) erbittert über diese Narrheit der Deutschen aus: „Ein solcher halbgebachener Sprach-Hans kommet sodann hernach heim und meinet wunder, was für ein Cavalier und resonable Person er seye, weil er Frantzösisch könne oder wohl gar seine Kunst aus Frankreich selbst geholet. Thür und Thor sollte man alsdann gleich aufmachen und den Narren durchstolzen lassen.“ — Dazu kommt, daß an dem Hofe des so echt deutsch gesinnten Großen Kurfürsten fast ausschließlich französisch gesprochen wurde. Dann brachten auch die aus Frankreich vertriebenen, hier so gut aufgenommenen Hugenotten manch französisches Wort in das Volk. Wiederum wirkte auch die Vorliebe unsers großen Friedrich für die französische Sprache vielfach unheilvoll für reines Deutsch. Dann machten gar die Napoleonischen Kriege und die lange Franzosenzeit die Kenntniß und den Gebrauch der französischen Sprache jahrelang geradezu zur Nothwendigkeit in ganz Deutschland. Nach alledem kann es uns wahrlich nicht Wunder nehmen, daß eine Menge französischer Ausdrücke sogar bis in die untersten Schichten unseres Volkes eingedrungen sind. Wir wollen hauptsächliche davon nennen und, wo nöthig, auch erklären. —

Er giebt sich ein Är, ein großes Är d. h. steckt eine wichtige Miene auf, gibt sich einen hohen, vornehmen Anstrich. Das französische air Luft, heißt auch Miene, und se donner (prendre) des airs vornehm thun, den großen Herrn spielen. — Einen schassen, auch wohl fortschassen, von chasser jagen, verjagen. — Es hat Jemand den gehörigen Pli, oder wie Unkel Bräsig sagt, den feinen Plü d. h. gefällige äußere Haltung, Gewandtheit, leichten Anstand. Das französische le pli die Falte (vom lateinischen plicare falten) hat diese Bedeutung kaum noch. Es erinnert daran aber noch die Wendung donner un bon pli à une affaire einer Sache eine gute Wendung geben. Beim Kartenspiel klagt ein Spieler, daß er zu viele Fosen habe. Er meint die nichts geltenden Fehlkarten. Der Franzose nennt solche Karten fausses eigentlich falsche Karten. — Er ist, er be-

findet sich so recht in seinem Esse, in Berlin auch: er ist janz in seinem Esseh, d. h. er fühlt sich behaglich, befindet sich wohl, in guter Lage, auch: er ist bei guter Laune. Das kann von dem französischen à son aise kommen; mit être: wohlhabend sein, mit se mettre: sichs bequem machen. Doch möchten wir hier (mit Andresen) die Ableitung aus dem Lateinischen vorziehen: esse, sein, im verstärkten Sinne: denn bei uns wird — abweichend vom Französischen — der Ausdruck schon vor Zeiten auch von Sachen gebraucht: en Ding wedder in sin esse bringen (in Schick), it is ganz ut sin esse. — Es ist Jemand ganz blümerant geworden, es ist ihm blümerant vor den Augen: er wird bleich, vor Unwohlsein oder vor Schreck. Mit Blume, wie das Volk meint, hat das Wort nichts zu thun; es ist vielmehr entstellt aus dem französischen bleu mourant d. h. sterbendes Blau, also mattblau, bleichblau. — Es ist wohl allzu scharfsinnig das französische als absichtliche Verhüllung für dieu mourant der sterbende Gott, die Farbe also als Leichenfarbe zu fassen, obwohl sonst wohl statt dieu in Fluchworten bleu gesagt wird, wie parbleu statt par dieu, und morbleu statt mort de dieu. — Sei doch nicht so marusche (oder morusche) sagt man viel besonders in Sachsen. Hierin steckt das französische Wort morose (aus dem lateinischen morosus) d. h. mürrisch, verdrießlich, grämlich, murrköpfig. — In höheren Kreisen hört man dafür wohl moros oder morös. — Sehr beliebt sind die nicht schönen Worte Kujon oder kujoniren; doch sagt selbst Goethe: der Hypochonder ist bald curirt, wenn ihn das Leben recht kujonirt. Auch im Französischen ist coïon ein niederträchtiger Kerl, ein Taugenichts, ein Schuft, und coïonner wie kujoniren heißt: Einen schnöde behandeln, aus bloßem Muthwillen plagen. — Ein Mädchen wird gefragt: was arbeitet dein Bruder? — Sie antwortet: er kujonirt Zeitwörter; statt conjugirt. — Aus dem französischen renommer d. h. eigentlich wiederholt nennen und auch: sich berühmt machen, und aus la renommée, der Ruf, das Gerücht, kommt unser renommiren und Renommee; ersteres gewöhnlich in üblem Sinne: sich breit und wichtig machen, ein vornehmes, vorlautes Wesen annehmen; la renommée der gute

oder böse Ruf. Unser Renommage (eitle Prahlung) ist nur barbarisch-französisch. — Die Worte amüsiren, amüsant, Amüsement, und promeniren, Promenade brauchen wir nur zu nennen; sie sind so gebräuchlich, daß fast ein entsprechendes deutsches Wort fehlt. Aehnlich verhält es sich mit dem Worte Pläsir, das man sonderbarer Weise oft mit der deutschen Uebersetzung zugleich hört: das thu ich zu meinem Pläsir — Vergnügen. — Auf Fragen: Wer thut mit? wer geht mit? wird oft scherzweise die drei doppelte gleiche Antwort gegeben: moi, je, icke! — Wird einer Behauptung widersprochen, so geschieht das oft mit dem Ausdruck: au contraire, auch wohl mit dem Zusatz: au contraire im Gegentheil; oder: gerade das conträre Gegentheil. Scherzweise wird statt au contraire auch gesagt: au controleur. — Beim Zutrinken kann man den Ruf hören Allebot santé, aus à votre santé auf eure Gesundheit. Dieses Allebott bedeutet aber mundartlich: allezusammen, allemal. — Wir sagen die Bagage, der Franzose nämlich le bagage (aus dem mittelalterlichen Latein baggagium). Der Franzose gebraucht das Wort nur von Sachen, Reisegepäck, Armeegeräth; wir ebenfalls von Gepäck, woher man es auch Packasche sprechen hört, aber besonders auch noch von niederen gemeinen Menschenklassen, Gesindel, Pack. — In der Regel hört man aussprechen: der Mensch hat keine Kondefitte im Leibe. Gemeint ist la conduite, die Führung, Aufführung, Betragen, Lebensart, von se conduire (lateinisch conducere) sich aufführen, sich betragen. — Das französische pour passer le temps (um die Zeit zu vertreiben) ist seltsam entstellt worden in Passeltand (wobei man vermuthlich an das deutsche Tand denkt), zum Passerlantant, für Basseltang (ein Spielchen machen). Hebel gebraucht das Wort mit Wohlgefallen in seinen alemannischen Gedichten: Und woni uffem Schnitz-Stuehlsitz für Basseltang und Liechtspöhn schnitz. Neben dem Sinn: zum Zeitvertreib hat das deutsche auch die Bedeutung: so nebenher, nur so hin, beiläufig; besonders in Sachsen: er hat es nur so büsseltante gesagt (ohne sich etwas dabei zu denken). Am drolligsten ist's wohl, wenn Unkel Bräsig den Ausdruck zurück ins Französische übersetzt: pour Paster la

tante. — Der welcher einem Triefäugigen begegnet, sagt über diesen zu seinem Begleiter: Sieh mal die Lusche (mit den Aalôgen). Das ist das französische louche, schielend, schieläugig. — Einem, der lässig und langsam arbeitet, wird zugerufen: angschwitt. Das ist das französische en suite (wohl weniger das Umstands-wort ensuite d. h. nachher, hierauf, sondern das Hauptwort suite). Das ist nun zunächst das Gefolge hoher Herrschaften, dann überhaupt Folge, Reihe; folglich heißt en suite in Einem fort, ununterbrochen, wie es ja auch das Volk versteht. So auch wenn man sagt: da kommen Vater und Mutter mit der ganzen Schwiete d. h. mit der ganzen Reihe von Kindern, Tanten, Kindermädchen u. s. w. — Und vielleicht, weil das Gefolge etwa eines Fürsten auf dessen Namen und unter seinem Schutze sich wohl allerhand Ausschreitungen erlaubt, erhält das Wort Suite oder Schwiete auch die Bedeutung eines lustigen, übermüthigen Streiches. So in burschikoser Studentensprache, so in der Volks-sprache. Davon weiter suitisiren oder schwietisiren, dergl. Streiche machen. Ein wenig schlimmer aber wird die Bedeutung in dem Worte Suitier oder Schwietjee, sofern sie sich bis zur Ausgelassenheit und Liederlichkeit verstärkt. Meines Erachtens erklärt sich von hier aus auch der eigenthümliche Ausdruck: Alter Schwede; durchweg in gutem Sinne gebraucht als: alter, ehrlicher Kerl, Mann von altem Schrot und Korn. Es scheint mir nämlich unmöglich, daß dies Wort den Schweden des dreißigjährigen Krieges, der berüchtigten Schwedenzeit sollte entnommen sein. Denn die Schweden haben damals in deutschen Landen arg gehaust und gar böses Andenken hinterlassen. Das beweisen die Volksausdrücke: daß dich der Schwede! der Schwede ist kommen. Ebenso: Schwedische Gardinen d. h. die eisernen Gitter der Kerkerfenster, und: Schwedentränklein d. h. eine Folter. — In unserm Ausdruck liegt aber etwas Gutmüthiges, Gemüthliches, harmlos Scherzendes. (So auch in: Postschwede.) Das Alles weist uns auf das Wort Schwietjee als Ursprung hin. — Und das Wort Schwietjee konnte im Munde des Volkes sich ebenso leicht in Schwede umwandeln als das Wort chevalier sich in Schwager d. h. Postillion, umgewandelt hat. — Dies Wort Schwietjee hat

nach meinem Erlebnisse einmal sogar eine fast tragische Geschichte veranlaßt. Auf einer Kreissynode in der Nähe des Harzes richtete der vorsitzende Superintendent (Wetken) mahnende Worte an die weltlichen Mitglieder, und bittet, wo sie Unchristliches und Unsittliches in den Gemeinden wahrnähmen, mit ernsten Worten das zu rügen. Wenn Ihr, sagte er, dergleichen sähet und Ihr schwiegt je: vor Gott und Menschen (und Eurem Gewissen) könntet Ihr es nicht verantworten. „Ihr schwiegt je“ hatte er gesagt. Das hatten sie verstanden: Ihr Schwietjees vor Gott und Menschen. Sie waren aufs Tiefste empört, so feierlich und öffentlich für Schwietjees erklärt zu werden; alles Vertrauen war dahin, und offenbare Feindseligkeit gegen den Superintendenten war nicht auszulöschen. Alle meine Erklärungen und Beschwichtigungen prallten an diesen harten Schädeln ab. — Deutsche Arbeiter in Paris, namentlich Straßenkehrer, geben den Straßennamen heimathliche Klänge, ohne Sorge darüber, ob sie auch Sinn haben. So wird der Boulevard ein Bullenwagen, der Champ de Mars ein Schandmars, die Champs Elysées eine Schandliese, die place Maubert ein Platz Momberg, die rue de Sèvres eine rothe Seef'. — Die Wörter Muth und Stärke kennt das Volk kaum noch oder gebraucht sie kaum. Ich wenigstens habe sie auf dem Lande wohl niemals aus solchem Munde gehört. Statt Muth sagt man Kurasche (und zwar weiblichen Geschlechts, während das französische courage männlichen Geschlechts ist), und statt Stärke sagt man Forsche. Ein forscher Kerl ist ein strammer, muthig und stark zugleich. — Eine Köchin habe ich hier fragen hören, ob sie die bekannte Sauce machen solle. Sie meinte piquant scharf, den Gaumen kitzelnd. Eine Köchin lernte bei uns jene Kartoffelspeise bereiten, welche mit einer Tunke aus Milch, Butter, Zwiebeln und Eiern gegessen wird, die sogenannten béchamel-Kartoffeln. Sie schrieb sichs in ihr Kochbuch und nannte das Gericht fortan: Pech-Hammel-Kartoffeln. — Die Speise führt übrigens den Namen von ihrem Erfinder, dem Marquis de Béchamel, dem Haushofmeister Ludwigs XIV. — Justement wird deutsch ausgesprochen und dann weiter in das deutsche just am End verwandelt. Aus Rekruten werden

(wie schon Goethe bemerkt) Rückruten (rück heraus); aus dem Halbporcellan fayence Vergang; es ist ja auch in der That sehr vergänglich, zerbrechlich. Chagrin (Verdruß) verwandelt sich in Schagrillen, mit nicht übler Anspielung an Grillen, und chandelle (Licht) in das deutliche mundgerechte Schandlicht. Auf Volksbällen kommandirt wohl der Tanzordner anne Wand, anne Där. So hat er sich das en avant und en arrière zurecht und behaltbar gemacht. — Ein Dienstmädchen besucht die Tanzstunde und äußert sich mit besonderem Entzücken über den ersten Theil des Contre; der führe den Namen: „Schöne Dame.“ Sie meint chaine des Dames. — Beiläufig will ich bemerken, daß es mir noch nicht gelungen ist, von dem Worte Ruschemusche [französisch zu sprechen] eine ganz befriedigende Erklärung zu finden. Das Wort bezeichnet arge Unordnung und Verwirrung. Man hat versucht, es aus dem Französischen zu erklären. Allein rouge roth und mouche Fliege können doch schwerlich zu der Bedeutung des Wortes hinführen. Weit eher dürfte uns das Italienische und Spanische eine Brücke bilden. Von den beiden lateinischen Wörtern rugire und mugire d. h. krachen, brüllen, Lärm und Gepolter machen, kommen im Italienischen (im Spanischen ganz ähnlich) die Hauptwörter (sammt den entsprechenden Zeitwörtern) ruggito (ruggire) und muggito her. Sie bedeuten das Rauschen, Brausen, Poltern, auch das Kullern im Leibe. Nun damit sind wir der Bedeutung unsers Wortes ganz nahezu hingeführt. — Wenn ein Leutnant zu einem schlechten Rekruten das Wort sagt: Sie sind das enfant terrible der Compagnie, so übersetzt das morgen der Unteroffizier in sein Deutsch: Sie sind das Infanterie-Uebel der Compagnie. —

Die hauptsächlichsten Quellen, aus welchen Fremdwörter in das Volk geflossen sind, haben wir betrachtet. Die Zahl der Wörter hätte mühelos noch vermehrt werden können; wir werden aber die gebräuchlichsten genannt haben. Es giebt aber außer den genannten noch einige andere minder stark fließende Quellen, aus welchen wir Beweises wegen etliche Beispiele geben wollen. Slavischen Ursprunges ist das Wort Pomade (Gleichgültigkeit, Gemächlichkeit, Phlegma) und pomadig (wer sich nicht aus seiner

trägen Ruhe bringen läßt oder was Einem völlig gleichgültig ist.) Das Wort hat mit der Haarsalbe und mit Aepfeln, poma, nichts zu thun, es stammt vielmehr aus Gegenden, welche den Russen, Polen und Böhmen benachbart sind. Dort ists ein wahres Lieblingswort, lautet po male oder pa male, russisch pa malu, und heißt wörtlich: nach wenig, bei ein bischen, und bedeutet: nach und nach, allgemach, langsam, gemächlich. Die Sachsen, die wohl aus ihrer langen Verbindung mit Polen das Wort aufnahmen, haben es ein wenig umgedeutscht in pomäle, was dann, um des Gleichklanges mit dem Deutschen mälig willen in pomälig umgestaltet wurde; und hieraus hat der Volkswitz gar bomölig gemacht, indem er wohl an das langsam, träge fließende Baumöl dachte. Wo man aber die Form pomale festhielt, deutschte man dies unverständliche Wort in das bekannte Pomade um, indem man wohl in der Geschmeidigkeit der letzteren eine gewisse Aehnlichkeit fand. — Uebrigens hat unser Wort zu einem sinnreichen Berliner Witz mitgeholfen. Da, wo die Jägerstraße von der Oberwallstraße durchschnitten wird, ist die Gleichgültigkeitsecke oder die gleichgültige Ecke. Hier befindet sich nämlich der Verkaufsladen für die Parfümerie- und Seifenfabrik von Treu und Nuglisch, ferner Niquets Handlung für feine Fleischwaaren, sodann Landsbergers Kleidermagazin, und bei Gladebeck sind Lichte zu haben. Hieran knüpft der Berliner seine beliebten Ausdrücke für: es ist mir gleichgültig. Bei Treu und Nuglisch nämlich ist Alles Pomade, bei Niquet ist Alles Wurst, bei Landsberger Alles Jacke wie Hose und bei Gladebeck Alles Schnuppe. Ja, die bösen Fremdwörter! In meinem eignen Hause las einmal eine geprüfte Lehrerin folgenden Satz vor: Ein Obst—Akel trat ihm auf seinem Wege entgegen. — Gemeint war das französische obstacle Hinderniß. — Noch toller oder drolliger war der Satz: das junge Mädchen gab ihm einen Rehfuß. — Gemeint war le refus abschlägige Antwort. —

Von den aus dem Judenthum stammenden Ausdrücken wollen wir die sehr zahlreichen, welche in das Kauderwelsch der Gaunersprache übergegangen sind, hier füglich übergehen, weil sie wenig das Gebiet des Gaunerthums überschritten haben. Wir heben aber einige allgemein bekannte heraus. S c h o f e l ist, wer erbärm-

lich ist und eine niedere Gesinnung bekundet, schlecht, nichtswürdig; vom althebräischen schāfēl d. h. niedrig, gering, verachtet. — Mies, d. h. häßlich, wohl von dem hebräischen māās verwerfen, verachten. — Kümmelblättchen, ein Hazardspiel mit drei Karten, nicht von dem Gewürz, sondern von dem dritten Buchstaben im hebräischen Alphabet, dem Gimel, der zugleich als Zahlzeichen drei bedeutet. Das Spiel heißt demnach eigentlich Gimelblättchen und entspricht dem bekannten Kartenspiel Dreiblatt. — Kapores gehen, kapores sein, d. h. zu Grunde gehen, verloren sein. Das Wort kommt von dem jüdischen Gebrauch, zur Vorbereitung auf das Versöhnungsfest einen Hahn als eine Kaporah oder Kaporeth, gleichsam ein Sühnopfer (von kaphar bedecken, sühnen) dreimal um den Kopf zu schwingen und dann zu schlachten, mit dem Wunsche, daß alle Strafe, die man selbst verdient habe, diesen treffen möge. — Schmus, vom hebräischen schmūāh, plural. schmuoth Nachricht, Botschaft, Erzählung. In Wendungen wie: ich will mit dir schmusen (reden); o über das Geschrei und das Geschmuse; bleib mir mit deinem Weibergeschmuse vom Leibe. — Muschpoke oder Mischpoke. Ausdrücke, wie: da ist ja die ganze Muschpoke beisammen, da kommt er mit der ganzen Muschpoke, wo wir etwa sagen: mit Kind und Kegel. Das Wort ist althebräisch, lautet mischpacha und bedeutet Geschlecht, und bei der israelitischen Volkseintheilung Familie, die Unterabtheilung der Stämme. —

Zu was für drolligen Mißverständnissen es führt, wenn man — fremder Sprachen unkundig — Fremdwörter sich deuten will, dazu ein ergötzliches Beispiel: A. Muß das ein ungesunder Ort sein, dieses Partibus, daß da so oft ein Bischof wechselt. Las ich da in der Zeitung, daß der Pabst dort schon wieder Einen zum Bischof ernannt hat. — B. Ja, da geht es gerade so zu wie in Absentia, wo sich alle Augenblicke ein neuer Doktor aufthut. Wo nur die beiden Nester liegen mögen? — C. Sehen Sie, das sind zwei Städte in Unteritalien, nicht weit von Flagranti. Sie wissen doch, das Flagranti, wo sie jetzt immer die vielen Verbrecher erwischen, die dann in Contumaciam abgeurtheilt werden, wo das Gericht ist. — Das Drollige in

diesen Wendungen besteht darin, daß die amtlichen sachlichen Benennungen als Eigennamen aufgefaßt werden. In partibus infidelium d. h. im Gebiete der Ungläubigen, will sagen: der nicht katholischen Christen. In absentia in Abwesenheit. In flagranti (nämlich crimine), von flagrare brennen: in brennendem Verbrechen, auf frischer That, da das Verbrechen soeben begangen wurde. Contumacia Widersetzlichkeit, Ungehorsam gegen gerichtliche Befehle, das Ausbleiben oder Nichterscheinen vor Gericht.

Von dem Bekenntnißwort der Muhammedaner: „Gott ist Gott (Allah il Allah) und Muhammed ist sein Prophet" legt der Witz dem jetzigen Sultan der Türkei bei seinen finanziellen und politischen Nöthen die Worte Allah il Allah in den Mund mit dem traurigen Bekenntniß: Alles ist alle.

Es sei genug! Leider ist der Beweis nicht schwer zu führen gewesen, daß Fremdwörter bis in die tiefsten Schichten des Volkes gedrungen sind. Wir dürfen vielmehr staunen über ihre große Menge. Werde ich aber nun gefragt: wie dem abhelfen? wie die Fremdwörter hier ausrotten? so habe ich leider nur eine ziemlich hoffnungslose Antwort. Und warum? Weil der gewöhnliche Mann des Volkes gar kein Bewußtsein davon hat, daß er Fremdwörter verwendet. Er hat ja niemals in eine fremde Sprache hineingeblickt. Drum läßt er sich unbefangen vom Kaufmann zehn Pfennig retur geben und fordert von der Bahn ein Returbillet und auf der Reise loschirt er immer bei Verwandten. Diesen Tausenden in Werkstätten und Arbeitsplätzen, in Stadt und Land, zu Wasser und zu Lande ist eben nicht beizukommen. Belehrende Versammlungen besuchen sie nicht, mahnende Schriften lesen sie nicht. Und wenn sie Mahnungen hören oder lesen würden: sie bleiben doch dabei zu sprechen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Es bleibt hier kaum eine andere Hülfe übrig, als daß der Einzelne dem Einzelnen ein belehrendes Wort sagt, und vor Allem, daß Alle mit einem guten Beispiele vorangehen. Da können Behörden, Gesellschaften, Fabrikherren viel wirken. Auf den Pferdebahnen heißt es jetzt schon allgemein statt Billet Fahrschein.

Diese Genannten sind auch gar keine Feinde der Sprach-

reinigung. Es sind unbewußte Sünder. Wenn sie kein Fremdwort hören, werden sie keins mehr gebrauchen. Ebensowenig sind in der Regel die wahrhaft sprachlich Gebildeten Feinde. Sie haben durch das Erlernen fremder Sprachen ihre Muttersprache kennen und meist so zu beherrschen gelernt, daß sie wirklich deutsch reden und der fremden Lappen entbehren können. Drum halten sie es heutzutage meist schon für eine Unehre, oder fangen an es für eine Unehre zu halten, entbehrliche Fremdwörter in Rede und Schrift anzuwenden. Da paßt das Goethe'sche Wort hin: Der Deutsche ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht. — Die eigentlichen schlimmen Seuchlinge der Fremdwörter (Seuchling: e—ü—ch) sind die zahllosen Halbgebildeten, welche durch die eine oder andere fremde Sprache ein wenig gelaufen sind und nun mit ihrem bischen Wissen nicht besser zu prunken verstehen, als daß sie ihr schlechtes Deutsch mit fremden Lumpen ausflicken. Hier heißt es den Hebel einsetzen, den Dünkel brechen und die Geschmacklosigkeit und Lächerlichkeit solchen Gebahrens aufdecken.

Viele Fremdwörter haben allerdings volles Heimathsrecht bei uns erlangt, z. B. Kommission, Coupé, Lokomotive, Ingenieur, Homöopathie, Telegraph, Meter, Liter, Gramm. Aber es bleibt eine Unzahl unberechtigter Fremdwörter. Ein Leipziger Professor sagte: Ein Unikum in der Literatur ist Tacitus mit seiner prinzipiellen Abnormität der Satzkonstruktion.

Ein Dresdener sagte zu seinem Arzt: „Doktor, wissen Sie's schon? Kaum ist das Kullmann'sche Attestat vorbei, so kommt schon wieder so ein Kerl, der Bismarck'n abschlachten will; Wiesinger heißt Sie der Mensch! Daß doch die Ultramontanen das Transspiriren nicht lassen können! Ich bin vor Schreck noch ganz konstatirt". (Attentat. konspiriren. konsternirt). — Ein Kaufmann in M., mit Leib und Seele Sachse: Geht mir nur weg mit Berlin, dort möchte ich nicht todt leben. Christen gibts dort nicht mehr, nur noch Dividenden. (Dissidenten.) Versteht denn etwa Jemand die Sprache der Berliner? Ich sage Ihnen, es ist der reine Garçon (Jargon). Das einzige Gute ist dort noch das Antiquarium (Aquarium). Ich habe einen Hautgoût (Dégoût) vor Allem, was Berlin heißt. — Dr. H. Langer in Leipzig

erzählte von einem Geldmenschen, der von Musik keine Ahnung hatte, sich selbst aber gern einen Kunst-Maecën nannte: „Diesen Liszt hätten Sie hören sollen. Ein Agio bringt am Ende Jeder fertig, aber diese akrobatische Tonleiter macht ihm Keiner nach, auch Beethoven nicht mit seiner C-dur-Sympathie. (Adagio, chromatische. Symphonie.)

Feldbrief eines sächsischen Feldwebels. (Einiges darin ist von Unteroffizieren, ächt aber ist Alles):

Lieber Freund und heimathlicher Hauswirth! Schönsten Dank für Ihre gediegene Sendung; sie kam justemank im rechten Monument. Ganz unbefugter Weise war ich nämlich krank geworden und mußte den Stabsarzt insultiren. Sagt mir dieser Pflasterkasten, ich litte an Neutralgie, was ich Ihnen aber natürlich nicht destilliren kann, was es ist. Dabei kam es mir sehr zu Statten, daß ich außer einer kleinen Confusion am Kopfe weiter keine Wunde hatte. Sie wissen wohl, daß ich dieselbe bei St. Privat zugedacht erhielt, von einem Sprengstücke; ich werde Ihnen das corpus delicati zeigen. Denken Sie, gestern wäre ich beinahe in Folge eines Pulverwagens in die Luft geflogen. Es war kolossiv; 4 Stunden weit hat man die Demonstration gehört. Ich überlasse das Fliegen aber lieber dem Herrn Gambetta, welchen die Franzosen hier chef de la depense nationale nennen. Denken Sie aber dieserwegen nicht, daß ich schon fertig französisch sprechen könnte. Gestern z. B. sagte ich zu einigen Franzosen: Meine Messieurs, Euer votre empereur kann sich nun mit unsern dekolletirten Fürsten associiren. Da haben mich diese Kerle ausgelacht; es muß also wohl was falsch gewesen sein. Ich will mir aber einen deutsch-französischen Aktionär kaufen, indem ich für meine Kameraden, welche gar nichts können, immer stets die Kastanietten aus dem Feuer holen muß, wie sich der Herr Oberst ausdrückt. Apropot, diesem armen Manne geht es noch immer nicht besser. Alle Tage diese Morpheum-Inspektionen, wer soll denn das aushalten? Dissidenterie wäre es, sagte der obige Stabsarzt. Nun aber ist Abschnitt. Nur erwähnen wollte ich noch, daß es hier sehr hübsche Mädchen gibt; aber die Brünellen sind hier häufiger als die Blondinen. (justement. Moment.

konsultiren. Neuralgie. definiren. Contusion. corpus delicti kolossal. Detonation. chef de la défense nationale. depossedirten. Diktionär. Kastanien. apropos. Morphium. Injektionen. Dysenterie. Brünetten.) —

Damen, welche ihre aus Romanen entlehnten unverdauten fremden Redensarten in verdrehter Weise wiederkäuen, leisten oft geradezu Schauderhaftes. „Ich habe dort ragoût fin en cochenille gegessen, wie noch nirgends. — Salzburg kennt man nicht wieder, seitdem Österreich das Konkubinat mit der Kurie aufgehoben hat. — Von der Audienz beim heiligen Vater, äußerte ein hohlköpfiger Geldprotz, sah ich ab; denn stundenlanges Antechambregarniren ist meine Sache nicht. (... en coquille. Konkordat. antichambriren). —

Neben dieser Verdrehung von Fremdwörtern finden wir häufig, daß falsche statt richtiger angewandt werden: Er bestellte ein brutales Abendbrot und eine Flasche musicirenden Weines. (frugal. mussirend.) — Ein Herr sieht seinen Gärtner mit einer Harke in den Garten gehen, und auf die Frage, was er damit machen wolle, erhält er die Antwort: Ich will die Kieswege ein bischen blamiren. (planiren). —

Um die Abgeschmacktheit des Gebrauchs der Fremdwörter und zugleich ihre Entbehrlichkeit zu zeigen, hat ein Freund des reinen Deutsch französische Sätze gebildet, in denen gerade soviel deutsche Wörter angebracht sind, als in dem deutschen Satze französische Wörter.

„Der Portier führte uns vom Parterre nach der Bel-Etage. Ein Lakai öffnete uns die Thür zu einem luxuriös dekorirten Salon. Hier empfing uns die Dame des Hauses in eleganter Toilette und bald wurde die Conversation sehr animirt, denn die Dame rivalisirte an Esprit mit den brillanten Bonmots meines Freundes.“

Hören wir nun, wie diese Sätze auf französisch klingen, wenn der Franzose dieselben Fremdwörter wie wir gebrauchen würde:

Le Pfoertner nous conduisit de l'erdgeschoss au schönstock. Un bedienter nous ouvrit la porte d'un saal uppiguement schmücké. La frau de la maison nous y reçut

dans un anzug zierlich et bientôt l'unterhaltung devint très lebhaft, la frau wetteiferant en geist avec les witzes glänzends de mon ami.

Ein erfreuliches Gegenbild zeigt uns das bürgerliche Gesetzbuch des Königreichs Sachsen, in welchem bei 2620 Bestimmungen außer dem eingebürgerten und unübersetzbaren „Hypothek" kein Fremdwort enthalten ist. Dieses Gesetz ist ein anerkanntes Meisterwerk und Jedem verständlich. Können nicht alle Gesetze so sein? Können nicht die Beamten ebenso rein deutsch sprechen und schreiben, wie es der Gesetzgeber gekonnt hat? Müssen denn sie und die Anwälte fest an dem alten Schlendrian hangen? — Jeder arbeite mit an der Veredlung der Sprache!

Die Leipziger Hochschule gab 1867 folgende Prüfungsaufgabe auf: „Ueber das relativ beste Organisationsprinzip der Provinzial-Administrativ-Mittelinstanzen." Man konnte sagen: Nach welchen Grundsätzen muß eine Kreisverwaltungs-Mittelbehörde eingerichtet sein, vorausgesetzt, daß man eine solche überhaupt billigt? — Die kaiserliche Postverwaltung ist mit rühmlichem Beispiele vorangegangen; nur statt „postlagernd" wäre besser gewesen „abzuholen."

Der große Leibnitz nannte unsere Sprache die Sprache der Philosophen. Solche Sprache wird auch wohl für den täglichen Gebrauch genügen. Drum hinweg mit dem Fremden und Häßlichen überall da, wo wir Einheimisches und Besseres haben. Unsere große Gegenwart, die den französischen Bann gebrochen hat, ist berufen, auch in deutscher Sitte und Sprache mit dem wälschen Schutte aufzuräumen.

Wir könnten schließen; denn wir haben die Wege oder Kanäle aufgezeigt, durch welche das Fremdwort ins deutsche Volk eingedrungen ist. Aber als richtige ächte Deutsche können wir noch nicht schließen. Denn der angeborene wissenschaftliche Sinn des Deutschen begnügt sich nicht mit der äußeren Erkenntniß; er will vielmehr den Dingen bis auf den tiefsten Grund, bis ins innerste Herz sehen. Andere Völker haben ja auch Fremdwörter aufgenommen, schon Hebräer und Griechen, aber doch nur vereinzelte; der Deutsche aber deren eine solche Unmenge, daß man beispielsweise vor hundert und mehr Jahren Schriftstücke anfertigte und Reden führte, in

denen unter je drei Worten immer ein Fremdwort war. Woher kam denn am letzten Ende die Sucht? Oder im Gleichniß gesagt. Zwei Menschen besuchen einen an ansteckender Krankheit leidenden Kranken. Einer bleibt trotz der Berührung gesund; der Andere aber wird angesteckt und fällt in die gleiche Krankheit. Warum? Die Aerzte sagen: Weil er die Empfänglichkeit für diese Krankheit in sich trug. In ähnlicher Weise trägt oder trug der Deutsche die Empfänglichkeit für das Fremdwort in sich. Worin besteht nun diese Empfänglichkeit, diese Aufnahmefähigkeit und Aufnahmelust des Fremden?

Verwunderung und Staunen wird es wohl erregen, wenn ich behaupte, daß der letzte und tiefste Grund der deutschen Fremdwörtersucht ein ehrenwerther, ja ein höchst sittlicher ist. Man wird mir nämlich gern zugestehen, daß ein wesentlicher Grundzug des deutschen Charakters Bescheidenheit ist und Gerechtigkeit.

Das hat schon Klopstock 1766 in seiner Ode „Wir und Sie" ausgesprochen, wo er Engländer und Deutsche vergleicht und die bei den Deutschen so häufige Überschätzung der Engländer rügt, welche bis zur Ungerechtigkeit gegen das eigne Volk geht. Er sagt:

Sie sind sehr reich und sind sehr stolz;
wir sind nicht reich und sind nicht stolz,
das hebt uns über sie.
Wir sind gerecht, das sind sie nicht;
hoch stehn sie, träumens höher noch,
wir ehren fremd Verdienst.

Ja wir ehren fremd Verdienst und sind nur allzu gerecht in der Anerkennung desselben; bei uns selbst haben wir ein scharfes Auge für die eignen Schwächen, verhehlen sie nicht, sondern offenbaren sie, und verkennen und übersehen das eigne Verdienst. Ist's nicht beschämend, wenn selbst in unsern Tagen eine politische Partei im Landtag und Reichstag und in der Presse bei internationalen Fragen sich auf die Seite des Auslandes stellt? Wenn es das Ausland gilt, sind alle Franzosen einig, und wenn sie im Innern in Parteiwuth sich zerfleischen möchten. So artet die schöne deutsche Bescheidenheit in Vorliebe und Ueberschätzung des Auslandes aus.

Karl Frenzel sagt und klagt (1872): Unserm Wesen ist das Lob und die Huldigung des Fremden eingewurzelt. Wir besitzen jene zwei hervorragenden Eigenschaften nicht, welche die Griechen und Römer, die Franzosen und Engländer zu den wahren Herren der Welt gemacht haben: Nationalstolz und Ausschließlichkeit. Wir sind die Allerweltswanderer und Allerweltsbewunderer.

Dazu kommt die deutsche Kleinstaaterei. Gabs doch in Deutschland ehemals über dreihundert Souveränitäten; ich selbst habe in meiner Jugend noch 39 deutsche Bundesstaaten auswendig lernen müssen, deren Zahl jetzt auf 25 (mit den Reichslanden 26) zurückgegangen ist. Es liegt nun im Wesen der Kleinstaaterei, daß wer ihr angehört, einen engen Gesichtskreis hat (gleich dem Hahn auf seinem Hofe). Hieraus folgt gar leicht, daß Alles, was jenseits der Grenzpfähle und Schlagbäume liegt, einen wunderbaren Reiz und verklärenden Schimmer bekommt. Man bewunderte und nahm begierig fremde Bruchstücke auf.

Dasselbe gilt, im vergrößerten Maßstabe, von ganz Deutschland. Fröhlich hatte deutsche Eigenart im Zeitalter der Reformation aufzublühen begonnen. Der schreckliche dreißigjährige Krieg zerstörte größtentheils die frisch aufblühenden Keime und brach den deutschen Stolz und das deutsche Selbstvertrauen. Fremde Sitte und fremde Sprache fanden leicht Eingang in das gedemüthigte, verzagte, gedrückte Volk.

Jener unsagbar unheilvolle Krieg richtete auch furchtbare Verheerungen im deutschen Ackerbau und in deutscher Industrie an. Man leistete nur noch wenig; ja, man traute sich kaum noch Leistungen zu. Unser armes Land verarmte in traurigster Weise, zumal auch die staatlichen und bürgerlichen Lasten höchst ungleich vertheilt waren. Was man Gutes und Schönes, Großes und Glänzendes erhielt, kam aus der Ferne. Schauspieler, Sänger, Köche, Maler, Baumeister aus Frankreich und Italien überschwemmten Deutschland. Der Deutsche war gut genug zum Bedienten und Soldaten. Aus solcher trostlosen Zeit stammt die jämmerliche deutsche Redensart: das ist nicht weit her, im Sinne: das ist werthlos. Ich glaube nicht, daß irgend ein andres Volk einen ähnlichen Ausdruck der Selbstverachtung besitzt. Wenn der

Franzose sagt: je viens de loin, so meint er stolz, er habe eine reiche Lebenserfahrung hinter sich. Ists denn ein Wunder, wenn der Deutsche in dieser tief gefühlten Unterordnung und Unwürdigkeit bewundernd und neiderfüllt auf das Ausland blickte und seinem Eindringen Thor und Thür öffnete?!

Zuerst ward Frankreich das Ideal für Deutschland. Das feine und verfeinerte Leben dort, die leichte und leichtfertige Auffassung des Daseins, der unbekümmerte und sorglose Genuß (sans souci) zumal der oberen Stände übten Versuchung und volle Verführung zunächst auf die vornehmen Stände, dann auch in weitere Kreise hin aus. Man nahm die Sprache und Mode Frankreichs an und freute sich deß. Daher das deutsche Sprüchwort: leben wie Gott in Frankreich. —

Dann als der deutsche Bürgerstand anfing selbstbewußt zu werden und unmöglich in Frankreich das Muster eines freien Bürgers finden konnte (denn nach kurzem Revolutionstaumel lastete des ersten Napoleons eiserne Faust schwer auf dem Volke), wandten sich die deutschen Blicke nach England, welches in seiner freien Staatsverfassung das meerbeherrschende Weltreich geworden und seinen Bürgern sichere, freie Lebensstellung verbürgte und Behaglichkeit und Reichthümer verhieß. Shakespeare ward vergöttert und selbst der gefälschte Ossian glühend bewundert. — Jedoch ist diese Bewunderung Englands mehr auf die gebildeten deutschen Kreise beschränkt geblieben, und von englischer Sprache und Sitte ist nur Vereinzeltes ins deutsche Volk und Leben übergegangen. —

Außer jenem erstgenannten ehrenwerthen Grunde der deutschen Fremdwörtersucht, nämlich der deutschen Bescheidenheit und Gerechtigkeit — welche freilich, wie wir sahen, bis zur Selbsterniedrigung ausgeartet sind —, möchte ich, was im Vorigen schon mehrfach angedeutet ist, noch ausdrücklich die angeborene deutsche Sehnsucht nach dem Fremden und Unbekannten, und den deutschen Wandertrieb — E. M. Arndt nennt es deutsche Weltläuferei — hervorheben. Es ist ja eigentlich ein unaustilgbarer Wissensdurst. Wer von fremden Ländern erzählte und schrieb, fand begierige Hörer und Leser. Die Literatur der Reisebeschreibungen

war schier überschwänglich; und selbst heute noch werden die Erzählungen Lederstrumpfs aus dem Indianerleben von unsrer Jugend verschlungen. Es ist wohl in keinem anderen Volke denkbar, daß „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" in vier starken Bänden begierige Leser fand und gar eine gewisse Berühmtheit erlangte. Ausländern ward ein Ruhmesschein (Glorienschein) ums Haupt angedichtet; da hieß es immer „der feurige Italiener, der reiche Engländer, der stolze Spanier, der freie Schweizer, der edle Pole" — Nun von dieser letzten Schwärmerei hat H. Heine durch seinen „Crapülinski und Waschlapski" gründlich kurirt. Das Schmachvollste war es wohl, daß 1870 Jungfrauen in Hannover sich die Erlaubniß erbaten, französische Kriegsgefangene durch französisches Parliren zu amüsiren. — Edel war die Begeisterung, am meisten in Deutschland, für den Freiheitskampf der Griechen gegen die Türken in den zwanziger Jahren. Dieser Philhellenismus war Dankbarkeit für das alte klassische griechische Bildungsideal, das uns auch heut noch und hoffentlich immer erwärmen soll.

Wenn ich nun jetzt gefragt werde, ob ich Hoffnung auf Besserung der geschilderten beklagenswerthen Zustände habe, so sage ich mit voller Zuversicht: die allerbeste. Denn wenn das Uebel erst an der Wurzel erfaßt ist, so ist's leicht, es auszureißen. Und Gottlob: es ist an der Wurzel erfaßt. Und wer hat das gethan? Seien Sie nicht allzusehr überrascht, wenn ich unsern herrlichen ersten Kaiser Wilhelm und seinen eisernen Kanzler nenne. Beide, groß in Rath, groß in That, haben aus dem deutschen Begriffe und bloßen Namen eine Thatsache gemacht. Der Deutsche braucht jetzt vor keinem Ausländer mehr verschämt die Augen zu Boden zu schlagen, sondern emporgerichteten Hauptes schaut er Jedem frei ins Auge. Was sie sind, sind auch wir; ja, wir sind wohl mehr. Wir werden gerecht sein fortan auch gegen uns, und unsrer Vorzüge männlich uns bewußt werden. Gar schön hat Emanuel Geibel dies in dem an König Wilhelm gerichteten Festgruß ausgesprochen:

Im engen Bett schlich unser Leben
versiegend wie der Bach im Sand,
da hast du uns, was noth, gegeben:

den Glauben an ein Vaterland.
das schöne Recht, uns selbst zu achten,
das uns des Auslands Hohn verschlang,
hast du im Donner deiner Schlachten
uns heimgekauft, o habe Dank!

Und als die deutsche Fahne unter dem Kanonendonner deutscher Kriegsschiffe im fernen Afrika und Australien aufgepflanzt ward, da brach zum ersten Male der beschränkte deutsche Gesichtskreis zusammen. Die überseeischen Unternehmungen sind begleitet und getragen von einem frischen nationalen Winde und wirken belebend und stärkend auf das deutsche Nationalbewußtsein zurück.

Schon jetzt nehmen unsere Gedanken einen weiten Flug; und wenn erst im Laufe der Jahre ein neues Deutschland in fernen Welttheilen erblüht, dann werden unsere Gedanken auch weltumfassend werden. Dann hats ein Ende mit der Nachäfferei des Fremden; dann werden hoffentlich wir Deutschen andern Völkern ein Vorbild sein. —

Wenn ich von hier aus noch einen Blick auf unsern Verein werfe, so darf ich sagen: es war ein höchst glücklicher Gedanke und zeugt von seltener Einsicht in die Zeit, daß der verehrte Gründer unseres Vereins, Direktor Professor Dr. Riegel gerade in der jetzigen Zeit seine kräftige Hand ans Werk gelegt hat. Vor wenigen Jahrzehnten wäre solcher Verein kaum hoffnungsvoll gewesen; in unsern Tagen aber ist er im vollsten Sinne zeitgemäß und hoffnungsreich. Die Zahl seiner Mitglieder mehrt sich fortwährend, und, was das Erfreulichste ist, — alle die Tausend und aber Tausend, welche das Kleinliche und Kümmerliche des kleinstaatlichen Wesens abschütteln, welche bei unsern zahllosen Verkehrsmitteln fremde Länder besuchen und auch ihre Schattenseiten erkennen, welche ohne Stolz und Ueberhebung gerechtes deutsches Selbstbewußtsein hegen und zeigen: alle diese sind unbewußte Mitarbeiter und Förderer unseres Vereins. Drum rufe ich diesem in froher Hoffnung aus vollem Herzen zu: Vivat, crescat, floreat! —

Seltsame und sinnreiche Anwendung und Deutung einzelner Buchstaben.*)

---

*) Einige wenige Punkte dieses Aufsatzes stehen schon im „Bilderschmuck“ unter „Hep Hep“. Um der Vollständigkeit willen sei es erlaubt, sie hier zu wiederholen.

Der Mensch gebraucht gar mannigfache Mittel, um seine Gedanken Anderen mitzutheilen. Das allgemeinste und zuverlässigste Mittel ist die Sprache. Und je gedankenreicher ein Volk ist, desto reicher hat es sich seine Sprache ausgestattet. Welches Volk könnte sich da mit dem deutschen messen! Man giebt seinen Sprachreichthum auf ein paar mal hunderttausend Wörter an. Einem Sprachkundigen dürfte es aber nicht schwer fallen, dazu in kurzer Zeit noch Hunderte von neuen, überall gleich verständlichen Wörtern zu bilden; denn die Wortbildungsfähigkeit unserer herrlichen Sprache geht schier ins Unendliche.

Es kommen aber Zeiten, wo es bedenklich, auch wohl gefährlich ist, frei seine Gedanken auszusprechen. So war es in den Jahren vor 1848. Eine strenge Censur verbot oder hinderte freie Meinungsäußerungen. Da griff man zu dem Bilde. Und in der That, es entstanden damals oft sehr sinnreiche und geistvolle Bilder, in denen Mißliebiges in der politischen und bürgerlichen Welt scharf gegeißelt ward. Dabei kam es den Malern sehr zu Statten, daß viele in den Vordergrund der Zeit tretende Personen zufällig Thiernamen hatten. Ein Strauß, ein Eichhörnchen, ein Hengst bedeuteten Friedrich (nicht David) Strauß, den Minister Eichhorn, den Professor Hengstenberg u. s. w. — Das Aergste, was an Beleidigung durch ein Bild geschehen ist, hat wohl ein italienischer Maler in Rußland geleistet, der bei

5*

Peter dem Großen in Dienst stand. Ein heftiger Streit zwischen beiden Männern ward Ursache, daß der Maler verabschiedet wurde; vor seiner Abreise jedoch überreichte er dem Zaren noch ein Bild, in welchem er eine Fliege, einen Weinstock, einen Hund und eine Knoblauchszwiebel zu einer hübschen Gruppe zusammengestellt hatte. Der Zar belohnte den Künstler reich und zeigte bald darauf das Bild dem neuen Hofmaler, ebenfalls einem Italiener. Dieser erschrickt, als er das Bild sieht, muß dem Kaiser den Grund sagen und gesteht nun, das Bild enthalte eine schwere Beleidigung des Kaisers, denn wenn man die italienischen Worte für Fliege (mosca), Weinstock (vite), Hund (cane), und Knoblauch (aglie) verbinde, so ergebe sich der Ausdruck: moscovita canaglia. Harmlos, aber prophetisch-satirisch ist ein Bild, das vor ziemlich hundert Jahren in Paris erschien. Es stellt oben die Glieder des Direktoriums dar, darunter eine Lanzette, Lattichblätter und eine Ratte, also lancette, laitue, rat. Zieht man diese Worte im Sprechen zusammen, so ergiebt sich l'an sept les tuera. Der Prophezeiung kann man Erfüllung beimessen, wenn man von der Einsetzung des Direktoriums im Jahre 1795 bis 1802 zählt, wo Napoleon zum lebenslänglichen Consul ernannt wurde.

Eine andere Gedankenmittheilung geschieht durch die Mienen des Antlitzes. Rollende Augen, finsterer Blick, das Ziehen der Stirn in Falten, wohlwollendes Lächeln, Aufwerfen der Lippen und Aehnliches wird sofort verstanden.

Auch die Geberden reden, wie bekannt, eine nicht mißzuverstehende Sprache.

Auch einzelne Buchstaben dienen der Gedankenmittheilung. In wie mannigfacher Weise das geschehen kann, soll eben die folgende Betrachtung zeigen. Schon die alten Griechen faßten drei rohe Völkerschaften in Einen Buchstaben zusammen und nannten sie *τρία Κάππα κάκιστα*, „die drei bösen K.“ Sie bezeichneten damit die Kreter wegen ihrer Lügenhaftigkeit, die Kilikier wegen ihrer Räubereien, besonders zur See, und die Kappadocier wegen ihrer Treulosigkeit und Käuflichkeit. Statt der Kappadocier werden auch die Karier genannt, wegen gleicher

Eigenschaft. Noch schlimmer bewahrt ein Buchstabe das Andenken an drei berüchtigte preußische Minister; man nannte nämlich die drei unheilvoll wirthschaftenden Minister des ersten preußischen Königs: Wartenberg, Wittgenstein und Wartensleben nach ihren Anfangsbuchstaben das dreifache W (Weh) des preußischen Staates. Vielleicht können wir hierbei auch das Wort Cabale (Englisch cabal) erwähnen, sofern man es entstanden erklärt aus den Anfangsbuchstaben der Minister Clifford, Arlington, Buckingham, Ashley, Landerale unter der charakterlosen Regierung Karls II. im Jahre 1670. Richtiger jedoch leitet man es von dem rabbinischen Kabbala ab, d. h. eigentlich Geheimlehre, später arglistiges Einverständniß, Ränkeschmieden. Das Wort kommt schon früher als 1670 vor; damals aber benutzte es der englische Volkswitz zur Charakterisirung des unbeliebten Ministeriums. — Noch ein anderes Beispiel aus der Geschichte: Als die Vandalen mit ihrem König Geiserich 429 ein großes Reich in Afrika mit der Hauptstadt Karthago gegründet hatten, gab es dort ein dunkles Buchstabenräthsel: „Das Kameel wird das Haus verderben, und das Haus wiederum das Kameel". Um das Räthsel zu lösen, muß man an die ersten Buchstaben des phönizischen und hebräischen Alphabetes denken (Karthago war ja eine phönizische Pflanzstätte). Sie heißen Aleph (Rind), Beth (Haus), Gimel (Kameel). Also ein G, Gimel, Kameel wird das B, Beth, Haus besiegen, d. h. der Vandalenkönig Geiserich wird den byzantinischen Feldherrn Basiliskus besiegen, aber später — es geschah 533 und 534 unter Kaiser Justinian — wird der byzantinische Feldherr Belisar den letzten Vandalenkönig Gelimer besiegen.

Ein anderes Mal findet man Buchstaben vor, die als Anfangsbuchstaben einzelne Wörter bedeuten, und legt sie zum Scherz oder Spott wissentlich anders aus. So ist es üblich, ein aufgenommenes Protokoll durch die Unterschrift a. u. s. (actum ut supra geschehen wie oben) zu beglaubigen. Jemand, der dies nicht kennt, frägt nach der Bedeutung und erhält die Antwort: lies doch nur die Buchstaben zusammen, so heißt es: „aus"! So auch die altrömische amtliche Benennung S P Q R (senatus populusque Romanus Senat und Volk von Rom). Man gab den Buchstaben andere

Worte: sancte pater, quid rides? (Heiliger Vater, was lachst du?) und als Antwort die Buchstaben in umgekehrter Reihenfolge: rideo, quia papa sum! (Ich lache, weil ich Papst bin!) In Abschriften von Dokumenten und Verordnungen stehen an der Stelle, wo im Original das amtliche Siegel steht, in Klammern die Buchstaben L. S. (loco sigilli, an Stelle des Siegels). König Friedrich Wilhelm I. soll nun einen Schulzen nach der Deutung gefragt haben, aber sehr erzürnt gewesen sein, als er von ihm, der den König nicht erkannte, die Antwort empfing: Löggen sündt (Lügen sind es). Oder: Laat schlieken (laß schleichen, kümmre dich nicht drum.) Selbst der Name des Komponisten Verdi mußte den Neapolitanern, als sie noch unter der Herrschaft der Bourbonen seufzten, zum Ausdruck ihrer politischen Hoffnungen auf ein unter Victor Emanuel geeinigtes Italien dienen. Wurde eine Oper von Verdi aufgeführt, so warf man den Sängern häufig Blumenkränze zu, welche Bänder mit dem Namen Verdi trugen. Für die Wissenden aber drückte der Name die Anfangs-Buchstaben des Satzes aus: Vittore Emanuele Re d'Italia.

Es giebt allerhand Spielereien mit Buchstaben und Unterscheidungszeichen, die unsrer Betrachtung fern liegen. Nur, um zu zeigen, was gemeint ist, nennen wir einige Beispiele. Man schreibt die zwei Buchstaben z und l, und liest sie als das Wort Zettel. Aus den Buchstaben l und b wird der Fluß Elbe. W8,ndo d. h. Wachtkommando. O d:g d. h. eau de Cologne. H&dqp d. h. Hundecoupe. +. d. h. Kreuzpunkt.

Ist es möglich, einen Briefwechsel zu führen, der nur aus Interpunktionszeichen besteht? Ein Dichter und sein Verleger haben dies Kunststück fertig gebracht. Viktor Hugo hatte seinen Roman Les misérables veröffentlicht. Er wünschte nach einiger Zeit zu erfahren, ob das Buch reichen Absatz finde. Er schrieb dem Verleger einen Brief, der weiter nichts als ein Fragezeichen enthielt. Der Verleger verstand und antwortete ebenso sinnig, nur ganz einfach mit einem Ausrufungszeichen! —

Ebenso schließen wir die Buchstaben aus, welche als Abkürzungen im amtlichen und geselligen Verkehr üblich sind. Nur beispielshalber nennen wir das auf Visitenkarten übliche p. p. c.

pour prendre congé, um Abschied zu nehmen. p. f. pour féliciter um Glück zu wünschen. Unter amtlichen Schreiben s. f. r. sub fide remissionis in Voraussetzung der Rücksendung. p. t. praemisso titulo unter Weglassung des Titels (statt diesen selbst zu nennen). Das Wort Pfaffe ist nachweislich aus papa entstanden und hatte früher nicht den verächtlichen Sinn, der ihm jetzt beiliegt. Damals erklärte man es (natürlich fälschlich) aus seinen Buchstaben: pastor fidelis animarum fidelium gläubiger Hirt gläubiger Seelen. Jetzt wird das Wort nur in bösem Sinne gebraucht, als: Pfaffentreiben, Pfaffentrug, Pfaffenlist.

Kurze Zeit, nachdem der neue König Ernst August von Hannover die Verfassung aufgehoben hatte (in Folge des sieben Göttinger Professoren ihre Aemter niederlegten), fand in Magdeburg ein großes Manöver Statt, zu welchem vom Könige Friedrich Wilhelm III. auch der Kaiser Nikolaus und Ernst August geladen und erschienen waren. Bei der glänzenden Illumination sah man Abends am Rathhause die erleuchteten Buchstaben N. F. W. E. A. Diese Buchstaben deutete man damals nicht ohne Witz: nulla fides verbis Ernesti Augusti (kein Glaube an die Worte von Ernst August). — Dieser König von Hannover war überall wegen seiner Rücksichtslosigkeit wenig beliebt. Als er einst in Berlin zum Besuch war, begleitete ihn bei der Abfahrt König Friedrich Wilhelm IV. eine kurze Strecke, bei der Rückkehr aber gab er bei der Wachtparade die Parole aus: Oxford. Man lachte, weil man dem witzigen Könige zutraute, er habe bei dem Worte an deutsche Orthographie gedacht.

Auch Geographie und Anatomie nahmen einzelne Buchstaben in ihren Dienst. Am bekanntesten ist wohl das Delta, der vierte Buchstabe des griechischen Alphabetes, mit seiner Gestalt eines gleichschenkligen Dreiecks. Von dieser Form her nennen die Anatomen den wichtigsten Oberarmmuskel den Deltamuskel oder Deltodes; eine Stelle am Schädel, wo die Scheitelbeine sich mit dem Hinterhauptbeine vereinen, heißt die Lambda-Naht, wegen der ähnlichen Form mit dem griechischen L, und im Unterleib ein Gebilde: S romanum. Selbst in die Beschreibung des Trinkers hat sich das S verirrt; denn man sagt von einem Trunkenen,

der beim Gehen ähnliche Krümmungen macht, wie das lateinische S: er geht den S-S Strich, il fait des S-S. Auch menschliche Gestaltung oder Haltung wird einfach und allgemein verständlich durch Buchstaben angedeutet; wir sagen vom Einen, er habe O-Beine, von dem Andern, er habe X-Beine. Der Franzose benutzt das B, indem er von einem Menschen sagt, er sei auf das B gezeichnet. Das zielt auf die Worte bossu, boiteux, borgue (bucklig, blind, beinlahm). Einen Verwachsenen sieht der Franzose „comme un Z". —

Um Lebens- und Erfahrungsregeln und religiöse Wahrheiten für die Menschen behaltbarer und eindringlicher zu machen, hat der Volksgeist sie in die Anfangsbuchstaben von Wörtern zusammengeschlossen. So sagt man: Drei S hat der liebe Gott sich vorbehalten: Sorgen, Segnen, Seligmachen. — Ebenso: Drei R kommen Gott allein zu: Rühmen, Richten, Rächen. — Aehnliche Sprüche für das Menschenleben: Kluge Leute müssen drei R verstehen: Rathen, Reden, Rechnen. — Ein Mensch, der glücklich leben will, bedarf dazu drei G: Gesundheit, Geist, Geld. — Bei einer guten Hausfrau müssen fünf K wohl versorgt sein: Küche, Keller, Kammer, Kleider, Kinder. Drei K aber gereichen manchem Manne zum Verderben: Karte, Kanne, Kegel. Auch das alte Studentenlied: „Ich bin ein krasser Fuchs" enthält die Warnung: flieh sonderlich drei W: Würfel, Wein und Weiber. — Einem jungen Manne, der heirathen will, giebt man wohl den Rath, er solle eine Jungfrau suchen, die „frisch" ist, das soll sagen: fromm, reich, jung, schön.

Die vier Buchstaben am Schlusse von Einladungsschreiben U. A. w. g. (um Antwort wird gebeten) sind zum Scherz vielfach anders ausgelegt: und Abends wird getanzt, und Austern werden gegessen, und Andre werden gelästert, und Abends wird gehungert, und Alles wird gepfändet, um Andacht wird gebeten, und Anbeter werden gefangen. — An dem Kotzebue'schen Lustspiele dieses Titels hatte König Friedrich Wilhelm III. sich lebhaft ergötzt und macht dem Schauspieler der Hauptrolle (Beckmann?) am anderen Tage ein Geschenk mit vielen Austern, mit der Zuschrift:

Und Austern werden gegessen. Er erhält die Antwort: Und allerunterthänigst wird gedankt.

Drei hohe Fürstinnen der Gegenwart hat man versucht durch je drei Buchstaben zu charakterisiren. Die Königin von Italien liebt drei M: marito, mare, monti (den Gatten, das Meer, die Berge). Die Kaiserin von Oesterreich drei R: Reisen, Reiten, Rauchen. Das Wesen der deutschen Kaiserin, als treuer frommer Mutter und Hausfrau, spricht sich aus in ihrer Sorge für drei K: Kinder, Kirche, Küche.

Der Geschichtsschreiber Dänemarks, Johann Isaak Pontanus (von Geburt aus holländischer Familie, gest. 1639 in Harderswijk) war ein leidenschaftlicher Trinker, konnte aber nur wenig vertragen. In Folge des war er nach durchschwärmter Nacht nicht im Stande, seine Vorlesungen zu halten. Er lies alsdann an die Thür seines Auditoriums als Inschrift ein neunfaches P schreiben, welches er selbst durch die Worte deutete: Petrus Pontanus poeseos professor publicus propter pocula prohibetur praelegere (— ist wegen allzustarken Becherns außer Stande, Vorlesungen zu halten).

In Berlin in der Leipziger Straße stehen an dem großen Kaufhause Wertheims die Buchstaben O. S. W. N. (Osten, Süden, Westen, Norden). Ein fremder Herr frägt einen hineinschauenden Schusterjungen um die Bedeutung jener Zeichen und erhält die Antwort: Ochse, siehste Wertheim nich? — Noch schlimmer ist die Deutung von Buchstaben, welche ein Leipziger einem Fremden gab. Dort nämlich stand (oder steht) im Krystallpalast vor dem Fenster des Kassirers auf Steinfliesen das Wort Salve (sei gegrüßt, willkommen). Die Frage des Fremden nach der Bedeutung dieser räthselhaften Buchstaben beantwortet der Leipziger mit den Worten: das heeßt Sie nämlich: So A Lump Verlangt Entree.

Einzelne Buchstaben dienen als Abzeichen, Wahrzeichen, als Emblemata für eine Körperschaft, ja für einen Staat. Am bekanntesten ist das F. F. F. F. der Turner. Für Oesterreich kam das stolze A. E. I. O. U. auf, in der gewöhnlichen Bedeutung Austriae est imperare orbi universo (Oesterreich kommt es zu, den ganzen Erdkreis zu beherrschen), oder: All Erd' ist Oesterreich unterthan. Irre ich nicht, so ließ Kaiser Friedrich III. die Aus-

legung geben: Amor electis, injustis ordinat ultor. Liebe waltet über die Auserwählten, ein Rächer über die Ungerechten. Eine andere Deutung ist: Aquila electa Jovis omnia vincit (der auserwählte Adler Jupiters besiegt Alles). Diese Buchstaben der deutschen Kaiser machte auch der Herzog Johann Friedrich II. von Sachsen zu den seinen, mit der Deutung: Alles Evangelium ist ohne Verlust. Sonst hat man es theils wohlwollend ausgelegt: Aller Ehren ist Oesterreich voll, theils boshaft: Austria erit in orbe ultima (Oesterreich wird in der Welt die letzte sein), und: Allererst ist Oesterreich verdorben. Wahrscheinlich hat der Zufall bei diesen Oesterreichischen Buchstaben mitgespielt. Nämlich bei der Krönung Albrechts II. (1438) findet sich die Inschrift: Albertus electus imperator optimus vivat (Albrecht, der erlesene herrliche Kaiser, er lebe). Und als sein Nachfolger Friedrich III. (1439—1493) von der Krönung zurückkehrte, fand man die ähnliche Inschrift: Archidux electus imperator optime vivat (der Erzherzog, der erwählte Kaiser lebe hoch). Friedrich selbst soll dann später jenen Anfangsbuchstaben die bekannte Deutung gegeben haben, aber erst unter Karl V. wurde sie allgemein verbreitet.

Hierher können wir auch das räthselhafte Bild eines Fisches rechnen, das man wohl in alten Domen in Stein gehauen findet. Mit dem Fisch ist dessen griechischer Name *ἰχθύς* ichthys gemeint. Und dieses Wort schließt die Anfangsbuchstaben folgender Wörter in sich: *Ἰησοῦς Χριστός, θεοῦ υἱός, σωτήρ* d. h. Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland. In alten Zeiten war dies Wort und sein Bild das Erkennungszeichen der damals noch verfolgten Christen unter einander. Die drei ersten Buchstaben des Wortes Jesus, Griechisch geschrieben, sehen fast genau so aus wie die lateinischen I. H. S. (da das griechische lange e die Gestalt des großen lateinischen H hat). Daher hat man jene drei Buchstaben gedeutet: in hoc signo (nämlich vinces) d. h. in diesem Zeichen wirst du siegen. Solches Zeichen, nämlich ein Kreuz, soll bekanntlich dem Kaiser Konstantin auf seinem Zuge nach Italien erschienen und ihm die erste Veranlassung für seinen Uebertritt zum Christenthum geworden sein. — Aus dem griechischen Alphabet, das bekanntlich mit dem Alpha beginnt und mit dem Omega

endet, stammt es auch, wenn A und O für Anfang und Ende gebraucht wird. So sagt Christus in der Offenbarung Johannis 23, 13 (und noch an drei Stellen): Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte.

Auf die eigentlichen Abkürzungen in einzelnen Buchstaben einzugehen, ist hier nicht Ort und Raum, so interessant es wäre, diesen Gegenstand möglichst erschöpfend zu behandeln. Aber wenige, erklärungsbedürftige mögen hier Platz finden. Die Redensart: da will ich dir ein großes, dickes P vorschreiben (ursprünglich: ein P vor das Haus schreiben) im Sinne: Einem etwas verbieten, verwehren, stammt aus Zeiten, wo noch die Pest und die Pocken herrschten. Es leben wohl jetzt noch Leute, die sich erinnern, daß im Anfang unsers Jahrhunderts in Berlin an das Haus, in welchem Pockenkranke lagen, zur Warnung eine Tafel mit darauf geschriebenem großen P gehängt wurde. Heutzutage warnt ein großes P in andrer Weise. Wenn nämlich Pulver transportirt wird, so weht auf dem Wagen eine kleine schwarzweiße, mit einem großen P gezeichnete Fahne. Daß das große lateinische M als Zahlzeichen Tausend bedeutet, hat einen ungeheuerlichen Irrthum hervorgerufen. In der Kirche St. Ursula zu Köln zeigt man die Gebeine von 11000 Jungfrauen, welche sammt ihrer Vorsteherin, der heiligen Ursula, in dortiger Gegend den Märtyrertod erlitten hätten. Es ist doch schier unglaublich, daß soviel tausend Jungfrauen an Einem Orte sollten heimliche Christinnen gewesen und als Blutzeugen getödtet sein. Hat es doch wohl damals in ganz Deutschland nicht soviel heimliche christliche Jungfrauen gegeben. Das Räthsel löst sich einfach, wenn wir M richtig lesen in der in solchen Fällen üblichen Bedeutung: Martyres. Die Inschrift XI. M. Virg. ist also zu lesen: elf Märtyrer-Jungfrauen. Die Buchstaben der Jesuiten e. a. m. d. g. sind zu lesen: omnia ad majorem dei gloriam, Alles zur größeren Ehre Gottes; Alles was sie thun, sagen sie, thun sie a. m. d. g. — Auf Jubiläums-Pokalen habe ich in der vielfach üblichen lateinischen Inschrift gelesen: der und der schenkt — donat — dem und dem. Dies donat ist ganz gegen den Curialstyl. Das Hergebrachte und Richtige ist d. d. d. d. h. dat, dicat, dedicat (er giebt, weiht,

widmet). — Im Jahre 1848 ist es mehrmals vorgekommen, daß ein Pfarrer in eine wüste Volks-Versammlung gefordert wurde und dort unter Drohungen schriftlich versprechen mußte, daß er einen großen Theil der Pfarräcker an die Gemeinde oder an Einzelne abtreten wolle. Ein Solcher fügte seiner Namensunterschrift die zwei kleinen Buchstaben bei: v. c. (vi coactus; durch Gewalt gezwungen) und erklärte schon dadurch die Ungültigkeit des ganzen Abkommens.

Wie aber ein einzelner Mensch seinen Lebensgang in einem offenen Bekenntniß durch einen Buchstaben charakterisirt hat, davon ist, wie mir mitgetheilt wurde, in Augsburg im Kreuzgang der St. Annakirche ein hübsches Beispiel zu sehen. Dort nämlich befindet sich der Grabstein eines Gliedes des alten Patrizier- und Handelsgeschlechtes Böhlin, wo in vier Reihen, also viermal, P. P. P. zu lesen steht. Die Deutung, die man aus sich selbst nicht zu errathen vermöchte, ist diese: Piper peperit pecuniam, pecunia peperit pompam, pompa peperit pauperiem, pauperies peperit pietatem, der Pfeffer (nämlich der Handel mit Pfeffer, wie damals überhaupt alles ausländische Gewürz hieß) brachte Geld, Geld brachte Aufwand, Aufwand brachte Armuth, Armuth brachte Frömmigkeit. — In ähnlicher Weise hat das italienische Volk in den Städten Rom und Neapel durch Buchstaben seinen Witz versucht. So sagt man in Rom, man müsse vier F vermeiden: fame, freddo, fruite, femine (Hunger, Erkältung, Obst, Weiber), dagegen drei T könne man dort sehr wohl gebrauchen: tempe, testa, tesore, (Zeit, Kopf, Geld). — Von Neapel hieß es früher, es brauche nur drei F, um regiert zu werden: festa, farina, fusca (Feste, Mehl oder Brot, Galgen). Jetzt aber sagen die Neapolitaner, sie hätten statt der drei F drei P erhalten; nämlich das Savoyische Königshaus führt drei P im Wappen: pauper, probus, pertinax (arm, ehrlich, beharrlich). Die Klerikalen dagegen meinen, sie hätten mit dem neuen Königshause drei andere P erhalten: pagate, parlete, plangete (zahlet, redet, weinet). — Von Pfarrern in Dorfgemeinden rührt das Wort her, das aus langjährigen Erfahrungen entstanden ist. Sie sagen: die besten Pfarren sind die ohne A B C. Unter A ist der adlige Ritter-

gutsbesitzer zu verstehen, der Patron der Kirche und Pfarre, mit welchem ein freundliches und friedliches Verhältniß zu bewahren für den Pfarrer nicht immer leicht ist. — Das B, die Beamten, werden dem Pfarrer oft recht unbequem. — Beklagenswerth aber ist, was das Sprüchwort von dem C, dem Collegen aussagt. Thatsache aber ist es allerdings, daß zwei Geistliche an ein- und derselben Kirche gar selten in freundschaftlichem Verhältniß stehen. Sie sind ja im Großen und Ganzen gleich berechtigt, und da entstehen gar leicht bei dem häufigen amtlichen Verkehr Meinungsverschiedenheiten und Mißhelligkeiten.

Vier G dürfen einem Feldherrn nicht fehlen, wenn er Erfolg haben will: Geld, Geduld, Genie, Glück. So soll Moltke 1877 gesagt haben, auf die Frage, ob die Russen oder die Türken im Kriege siegen würden.

Aus dem Klange der Buchstaben und aus ihrem Namen lassen sich Wörter bilden. Zu solcher Spielerei eignet sich die deutsche Sprache wenig, weil sie eine große Mannigfaltigkeit im Klange ihrer Wörter hat bei ihrem Reichthum an Selbst- und Mitlautern. Ein Beispiel: Die beiden Buchstaben nd kann man lesen Ende, die Buchstaben zl Zettel, bt bete, hb habe, rb erbe, lb Elbe. Daher das Räthsel: Welche Stadt hat das Ende in der Mitte? Antwort: London. — Ganz vorzüglich eignet sich die französische Sprache zu derartigen Spielereien, die man eine Art Rebus nennen könnte. So hat man die französischen Zustände im Kriege 1870/71 in origineller Weise geschildert: la nation française a. b. c. (Die französische Nation ist erniedrigt abaissée); la gloire f. a. c. (Der Ruhm ausgelöscht effacée): son armée d. p. c. (sein Heer außer Landes gebracht dépaysée); les places fortes o. q. p. (Die festen Plätze erobert occupées); deux provinces c. d. (zwei Provinzen abgetreten cédées); le peuple e. b. t. (Das Volk abgestumpft hébété); la justice d. c. d. (Die Gerechtigkeit abgeschieden, gestorben décédée); les juges h. t. (Die Richter erkauft, käuflich achetés); la liberté f. m. r. (Die Freiheit schnell vergänglich ephémère); le credit b. c. (Der Credit gesunken baissé); la ruine h. v. (Der Untergang vollendet achevée); la honte seule r. s. t. (Die Schande allein ist ge-

blieben restée). Diese Wortspiele sind im Französischen ziemlich leicht zu machen, weil die Sprache so reich ist an e- und ä- Lauten, und weil sie so viele kurze Wörter hat, welche, wenn man sie verbindet, neue Wörter bilden. So erklärte Balzac die Aehnlichkeit der Barbiere mit den Stadtserganten durch die Worte c'est qu'ils font aussi la peau lisse. (Die Haut glatt; police Polizei.) Und Alphons Karr erklärte den Hammel für das älteste Thier, parce qu'ils est lainé (l'ainé der erstgeborene, lainé wollig). — Ich sehe das aber nicht als Reichthum, sondern als Armuth der französischen Sprache an. Denn es kann arge Mißverständnisse hervorrufen, wie bei Jenem, der dem Notar in seinem Testamente über seine zwei Neffen diktirt: ich vermache à chacun deux mille écus oder d'eux. (deux mille écus zweitausend Thaler; à chacun d'eux mille Jedem von ihnen tausend.) Beides klingt gleich und für die Neffen ist es doch sehr verschieden, welche Lesart gebilligt wird. Deutsche Beispiele dürften selten sein; hier eines aus dem Jahre 1866: Als Nassau preußisch geworden war, wurden neue Verordnungen am Gemeindehause angeheftet. Ein altes Mütterchen ließ sich eine solche vorlesen: Jeden Freitag is Amts-Tag. — Sie ruft entsetzt aus: Ach Du grundgütiger blutiger Heiland, was die Unglücks-Preußen nicht für Unfug anstiften! Jetzt soll auch noch jeden Freitag Samstag sein. — Ein Aehnliches: Geheimrath — Geh heim, Rath. Ganz leise kräht der Hahn — Kanzleisekretär Hahn.

Bleiben wir noch bei zwei französischen Namen, an deren Buchstaben deutscher Witz sich versucht hat. Als Hieronymus Napoleon König von Westfalen war, ward sein Namenszug H. N. im Lande gedeutet: Hans Narr, oder auch plattdeutsch: He nimmt (wo ers kriegen kann). — Das Schicksal des Kaisers Napoleon III. liest man aus den einzelnen Buchstaben des Wortes Sedan heraus. Von vorn gelesen sagen die Buchstaben: So endete das Abenteuer Napoleons, und rückwärts gelesen: Napoleon Anfang Dezember, Ende September. Als Napoleon I. 1812 nach Rußland zog, war auf Pistolen, Säbel und Sattelzeug vierfach ein N angebracht. Man las daraus: Nur nicht nach Norden. — Bei der im Jahre 1809 in Wien befohlenen Illu-

mination zur Feier des Napoleonstages (15. August) steckte ein schlauer Wiener Bürger die Inschrift mit großen rothen Anfangsbuchstaben heraus: Zur Weihe An Napoleons Geburtsfest. — Frage: Was ist von Napoleon I. und den vielen Thronen übrig, die er mit so vielem Blutvergießen errichtet hat? — Die Antwort liegt in den Anfangsbuchstaben folgender Namen: Napoleon (Kaiser der Franzosen), Josef (König von Spanien), Hieronymus (König von Westfalen), Joachim (König von Neapel), Ludwig (König von Holland). — Also: nihil (Nichts). Als Napoleon bei Sedan völlig geschlagen war, sagte der in Wortspielen sehr gewandte Papst Pius IX: Hélas, Napoléon a perdu ses dents. Auch das französische Menu für Speisekarte giebt in der Buchstaben-Deutung den guten Rath: man esse nur ungenügend, und rückwärts: und nasche eigentlich mehr.

S. S. S. S. S.

Der Archidiakonus M. Faber zu Anspach fand bei einem schwer Kranken fünf große S an der Stubenthür geschrieben; er frug, was das bedeute? Der Kranke sprach: „das ist meine Geduldstafel, die mich oft getröstet hat.“ Solls Sein, So Schickt Sichs.

Von den in den Wissenschaften üblichen Buchstaben als Abkürzungen wollen wir — des Beispiels wegen — einige wenige nennen. Die drei letzten Buchstaben des Alphabets bezeichnen unbekannte Größen: x, y, z. Das x in dieser Bedeutung ist auch zu einer beliebten Bezeichnung im gewöhnlichen Leben geworden: Ich habe ihm das schon x mal gesagt. Sonst bezeichnet r den Halbmesser (radius) des Kreises, g ist die Schwerkraft (gravitas), c oder v die Geschwindigkeit (celeritas und velocitas), wobei c die constante Geschwindigkeit (z. B. beim Licht und beim Schall), v die variable (die wechselnde, z. B. beim Fall) bedeutet; f ist der Brennpunkt (focus).

Ebenso wollen wir auch nur Weniges darüber sagen, wie man eine Anzahl einzuprägender Buchstaben durch Worte oder durch einen Satz leichter behaltbar zu machen sucht. So steckt die Reihenfolge der Tonarten G, D, A. E, H, Fis, Des, As, Es, B, F, in den Anfangsbuchstaben folgenden (unschönen) Satzes:

Geh du alter Esel hier fort, damit Andere es besser fassen. — Ebenso geistlos soll man sich die sechs Fastensonntage vor Ostern (Invocavit, Reminiscere, Oculi, Laetare, Judica, Palmarum) nach dem Satze merken: In Richters Ofen liegen junge Palmen. Geistvoller hat Goethe diese und die bis Pfingsten hin in die versus memoriales gebracht, indem er die Bedeutung des lateinischen Wortes sinnreich zu einem Gedanken verbindet. Der Anfang lautet: Invocavit wir rufen laut, Reminiscere o wär ich Braut! Die Oculi gehn hin und her, Laetare drüber nicht so sehr. O Judica uns nicht so streng! Palmarum streuen wir die Meng'. Auf Ostereier freun sich hie viel Quasimodogeniti.

R. I. P. requiescat in pace, er (sie) ruhe in Frieden, sind Worte der katholischen Seelenmesse, zu Ehren eines Verstorbenen gesungen. Man erzählt, daß Mönche, die über einen allzustrengen Abt zu klagen hatten, die Worte in requiescat in pice veränderten, d. h. er ruhe im Peche, mit welchem Worte wohl an Pech und Schwefel der Hölle in der Offenbarung Johannis erinnert werden soll.

Sehr hübsch ist die Liebesphantasie eines Setzers: (siehe Wespen).

Mein ganzes Glück kann ich nur saugen
Aus Deinen wundervollen 𝄐 𝄐
Selbst in der allerweitsten Ferne
Sie leuchten mir, die Augen * * *
Der Götter Nektar will ich nippen
Von den korallenrothen ⏟
Die Pulse meines Herzens stocken
Seh ich die schönen, blonden §§§§ §§§§
Vor allem hast Du nicht, Du Süße,
Die mir verhaßten „ "
O duld es, daß ich, statt zu jammern,
Mich darf an Deine Seele [ ]
Da ich mich sehn nach Hymens Band,
So reich mir Deine kleine ☛

Antwort der Angebeteten:

Wer so wie Du mit Worten prunkt,
Heirathet nicht. In diesem .

Seid, o ich bin erfahrungsreich,
Ihr Männer Euch einander =
Oft schon warst glühend Du entflammt,
Bis daß ich sprach vom Standesamt,
Worauf Du stumm warst, während ich
Die Hochzeit in —
Auf Deinen Seufzer geb ich, wenn ich
Soll ehrlich sprechen, keinen §,
,ber mit dem Ehering,
Das ist denn gleich ein ander Ding.
Dann ist geschlossen unser B&,
Dann bist Du mein Ge× zur Stund,
Dann will ich gerne mit Dir ziehn,
Wenns sein muß, nach den :ien.

Wir erwähnen eine rohe Buchstabendeutung des bekannten Wort-Humoristen Saphir und dessen verdiente Abfertigung. Es ward in einem geselligen Kreise die Frage aufgeworfen, was Liebe sei. Als man die Liebe in ernsten schönen Worten gefeiert hatte, meinte Saphir, ihr Wesen könne man aus den einzelnen Buchstaben des Wortes herauslesen, nämlich: Lange Irrungen eines betrogenen Esels. Eine Frau, darüber entrüstet, kehrte das Wort um und las nun rückwärts: Eselhafte Bemerkung eines impertinenten Lümmels.

Noch ein neues Gebiet der Buchstabendeutung eröffnet sich uns, wenn wir auf die Inschriften der Eisenbahnwagen den Blick richten. Spottlust und Muthwille hat sie keineswegs verschont, sondern hängt ihnen gern einen Tadel an. Das O. W. auf den Wagen der Osterwieck-Wasserlebener Bahn macht sich im Munde des Volkes zu einer Owehbahn. Das O. T. E. der ehemaligen Oppeln-Tarnowitzer Eisenbahn wird gedeutet: O traurige Erfindung. Das K. W. St. E. der Königlich Württembergischen Staats-Eisenbahn liest der gemüthliche Süddeutsche: Komm, Weible, Isteig ein. Die Großherzoglich Oldenburgische Eisenbahn — G. O. E. — fährt „ganz ohne Eile“. Der Mährisch-Schlesischen-Central-Bahn — M. S. C. B. — sagen die Leute nach: mir san curios bemogelt. Die Berlin-Potsdam-Magdeburger Eisenbahn-Gesellschaft soll in den funfziger Jahren mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen

gehabt haben; drum richtete sie an jeden Reisenden die höfliche Bitte: B. P. M. E. G.: bitte, pump mir einen Groschen. — Die erprobte Geschwindigkeit der Mährischen Grenzbahn — M. G. B. — schildern die Anwohner wohl aus Erfahrung mit den Worten: man geht besser. Und die Böhmische West-Bahn: B. W. B.: „bietet wenig Bequemlichkeit“. — Die unzufriedenen Beamten der R. O. U. E. (Rechten Oder-Ufer-Eisenbahn) deuten diese Inschrift: Reich oben, unten elend. — Die K. R. B. (Kronprinz Rudolf-Bahn) ist „keine rentable Bahn“. — B. O. B. (die selige Bayerische Ostbahn): biegen oder brechen. — Die Hessische Ludwigs-Bahn H. L. B. ruft uns zu: Hoch lebe Bismarck. —

Blicken wir zurück. Es scheint freilich ein höchst unbedeutendes Gebiet zu sein — die einzelnen Buchstaben des Alphabetes — an sich doch jedes geistigen Gehaltes bar. Und doch, wenn der menschliche Geist selbst auf ein Unbedeutendes sich wirft, so vermag er es zu gestalten, zu beleben, mit höherem Inhalt zu erfüllen. Menschlicher Scharfsinn und Witz macht selbst die einzelnen todten Buchstaben zu Trägern von Scherz, von Ernst, von Spott, von Klage, von scharfer Satire.

Kraftausdrücke.

Deutsche Freude an drolligen Spitznamen von Menschen und Dingen und an ungeheuerlichen Gleichnißreden.

Man hat die Deutschen oft ein Volk der Träumer genannt und auch ein Volk der Denker. Nun, daß es mit der träumerischen, thatenscheuenden Hamletsnatur der Deutschen nicht so schlimm steht, das haben sie im Jahr 1870 kräftig und eindringlich bewiesen. Wenn wir aber bedenken, daß Träume vorzugsweise Gebilde der Phantasie sind, so wollen wir jene Bezeichnung, ein Volk der Träumer zu sein, uns gern gefallen lassen, wenn wir sie in dem Sinne fassen, daß das deutsche Volk vorzugsweise mit einer mächtigen, blühenden Phantasie begabt sei. Und „ein Volk der Denker" zu sein, kann doch nur den Sinn haben, daß die Deutschen einen durchdringenden, schlagfertigen, scharfen Verstand besitzen, einen scharfdenkenden Geist.

Daß es eine Wahrheit ist mit dieser deutschen blühenden Phantasie und mit diesem deutschen scharfen Geiste, möchte ich Ihnen einmal auf einem ganz absonderlichen Gebiete zeigen; und ich will meine Beweise dafür nicht in großen gelehrten wissenschaftlichen Werken suchen, auch nicht in unserer herrlichen Dichterwelt, sondern ich will möglichst in das tägliche Leben hineinsteigen und das Volk belauschen, wie es seine Sprache benutzt, beherrscht und nöthigenfalls nach seinem Belieben bändigt.

Wir haben aber auch eine Sprache, die so herrlich und so groß ist wie das deutsche Volk selber: eine Ursprache, im deutschen Urwald aus kräftigen Wurzeln zu mächtigen Bäumen er-

wachsen, oder auf deutschen Fluren zu süßen Blumen. Nicht wie der Franzose, dem der römische Eroberer seine Sprache aufzwängte, wie das Klopstock so kräftig ausspricht: An dem Rhodan klirret sie noch laut, die Kette des Eroberers. — Auch nicht wie der Engländer, von dem ebenfalls Klopstock sagt: Also, o Britanne, schallt dir noch der Angel und Sachse mit herrschendem Geklirr! („Unsere Sprache" 1767). Mit der englischen Sprache steht es eigentlich noch viel schlimmer, als daß sie (wie Klopstock meint) eine Tochter der angelsächsischen sei. (Siehe unter Neue Mythen.)

Zunächst möchte ich nun auf gewisse phantastische Uebertreibungen aufmerksam machen, die das tägliche Leben uns fortwährend entgegenbringt. Es wäre ja natürlich, wenn wir den hohen Grad einer Eigenschaft ausdrücken wollen, daß wir uns des Superlatives oder des Wortes „sehr" bedienten. Das deutsche Volk empfindet aber im Allgemeinen viel zu lebhaft, als daß es solche blasse, trockene Ausdrücke liebte. Vor Allem ist da heutzutage (in niedern und hohen Kreisen) das Wort „furchtbar" beliebt, da wo gar nichts zu fürchten ist. Da hört man nun folgende Wendungen: du kommst furchtbar spät; das ist furchtbar nett. Früher sagte man statt des jetzigen „furchtbar" sehr gern „rasend": rasend schön, rasend verliebt, das Geld nimmt rasend ab. Es war ganz entsetzlich langweilig. Der dir das von mir gesagt hat, ist ein ausgemachter Schurke. Bei etwas Zahnschmerz: ich könnte wahnsinnig werden. Nach einem längeren Spaziergange: ich bin todtmüde, hundsmüde. Verzögert sich die Mahlzeit: ich habe einen wahren Wolfshunger. Gefällt ein neues Buch oder Schauspiele nicht: der Verfasser, der Kerl ist verrückt, ist blödsinnig, im andern Falle ist er ein zweiter Schiller oder Byron oder Molière. Hat Einer eine gute Nacht gehabt: ich habe geschlafen wie ein Murmelthier; war die Nachtruhe ein wenig gestört: ich habe kein Auge zugethan. Bei Begegnung eines hübschen jungen Mädchens: das ist ein verflucht, verteufelt reizender Backfisch. Umgekehrt hörte ich einmal über die Viardot-Garcia: die ist lasterhaft häßlich. Ein etwas säuerlicher Wein ist der reine Essig und ein nicht völlig weiches Stück Braten ist das zäheste Sohlleder. Ist der Concertsaal nicht blendend hell erleuchtet, so herrscht da eine egyptische

Finsterniß, und an den feurigen Blicken einer Schönen läßt sich eine Cigarre anzünden. Gern werden auch solche Ausdrücke gebraucht: Ich habe mich diebisch gefreut; ich habe mich mordsmäßig gelangweilt. Ja sogar: das ist ein riesig kleiner Kerl. Es genügt uns nicht zu sagen „ein Ding ist schwarz", sondern wir schmücken das Wort erst noch mit mannigfachen Bildern aus und sagen: pechschwarz, kohlschwarz, ja sogar in fünffacher Häufung: kohlpechbrandrabenschwarz. Auch sagt man: pechrabenhöllenschwarz, ja gar kohlrippelrappelschwarz. Wunderschön und überraschend schildert Goethe die Schwärze der Nacht, wenn er die Finsterniß als persönliches lebendes Wesen darstellt: Wo Finsterniß aus dem Gesträuche mit hundert schwarzen Augen sah. — Wir steigern auch durch verschiedene Worte, die zwar die gleiche Bedeutung haben, aber einen Gradunterschied bezeichnen. Die Thiere fressen, die gewöhnlichen Menschen essen und hochgestellte speisen. — Den Ausdruck „er hat einen Affen" steigert man: er hat den reinen Orang-Utang. — Die verschiedenen Arten des Regens vom feinsten feuchten Niederschlag an bis zum Wolkenbruch werden gekennzeichnet: es fisselt, es drüppt (träufelt), es regnet, es drēscht, es platzregnet (oder: es regnet Platz), es gießt mit Mollen, mit Kannen, es pladdert in Bindfaden, es regnet Strippen, es regnet Bauerjungen, es regnet Schneidergesellen, es hat da oben wohl Einer einen vollen Eimer umgestoßen. — Hat Jemand in einer Prüfung Unglück gehabt, so steigert sich der Bericht: er hat das Examen nicht bestanden, er ist durchgefallen, er ist durchgerutscht, durchgepurzelt oder endlich gar: er ist durchgerasselt, oder auch mit Hohn: Er hat es so bestanden, daß die Examinatoren da capo riefen. —

Hab ich denn nicht Recht, daß der Deutsche (wie Mephistopheles im Faust: ich bin des trocknen Tons nun satt) seine Rede des täglichen Lebens fortwährend mit Bildern, Gleichnissen, wunderbaren Redensarten schmückt? Dergleichen Bilder und Gleichnisse fliegen täglich in ungezählten Mengen von Mund zu Mund. Ja, wenn der Deutsche erst das heitere Gebiet der Poesie betreten hat, so tummelt er sich harmlos in ihm herum, unbekümmert, ob etwa der Verstand zu solchem übermüthigen Gebahren den

Kopf schüttle und handgreiflichen Widerspruch herausfinde. Lassen Sie noch ein Paar Beispiele der letzten Art nennen, weil sie das Letztgesagte schlagend beweisen. Ein junges Mädchen will sich trotz Zuredens nicht länger auf der Eisbahn halten lassen und spricht: Nein, der Boden brennt mir unter den Füßen. — Es wird eine grausige Geschichte erzählt, und voll Entsetzen ruft ein Kahlköpfiger aus: das ist ja haarsträubend! — Oder man sucht einen zornigen oder zitternden Kahlköpfigen mit den Worten zu beschwichtigen: Nur ruhig, Ihnen soll kein Haar gekrümmt werden. — In der Zeitung konnte man lesen: der Landtag hat das Gesetz mit Haut und Haaren angenommen. — Mir wird erzählt, Jemand hat sich im Handumdrehen den Fuß gebrochen. — Bei strengster Januarkälte, wo Alles zu Eis erstarrt ist, ruft Einer: das ist ein Winter, der sich gewaschen hat. Dieselbe Redensart wird aber recht bedenklich und zweideutig, wenn mir ein Wirth eine Sorte Wein mit den Worten empfehlen will: das ist ein Wein, der sich gewaschen hat. — Einem, der ohnmächtig zu werden scheint, bieten wir ein Fläschchen Kölnisch Wasser oder Essigäther an: Vielleicht kann ich Ihnen hiermit unter die Arme greifen. Jenes kleine Mädchen verstand diese Redensart buchstäblich. Ihr wird gesagt: Du bist jetzt schon so groß und stark; du kannst deiner Mutter schon unter die Arme greifen. Sie antwortete: Ach nein, meine Mutter ist gar zu kitzlich. — Ein schier Verzweifelnder ruft aus: Wenn alle Stricke reißen, so häng ich mich auf! — Die und die Familie wohnte früher eine Treppe hoch; die Leute sind aber so heruntergekommen, daß sie jetzt vier Treppen hoch wohnen. — In den Zeitungen war zu lesen: der Tabak muß noch mehr bluten. Und: der Ackerbau in Afrika liegt noch in den Windeln. — Ein Freund erzählte mir: Meine Tante bemüht sich jetzt gar eifrig, mich unter die Haube zu bringen. — Richtig hätte er sagen müssen: meine Tante bemüht sich, mich unter den Pantoffel zu bringen. — Wenn Jemand scharf und schlagfertig in seinem Reden und Antworten ist, so sagen wir: er hat den Mund auf dem rechten Flecke. Ein bischen bedenklich aber wird die Redensart, wenn ein hübsches junges Mädchen sagt: wenn mich

einmal ein Herr zu küssen wagte, der würde bald erfahren, daß ich den Mund auf dem rechten Flecke habe. — All dergleichen Gleichnißreden sind uns so in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir nur noch an ihren Sinn, nicht an ihre ursprüngliche Bedeutung denken. Ich glaube, wir Alle könnten in lebhafter Rede auf's Glatteis gehen, und ein wenig stolpern. Das Alles kann höchstens harmlose Heiterkeit erregen. Aber — es gibt eine Grenze. Wenn diese, zumal in gezierter Rede, überschritten wird, so ist das widrig und geschmacklos. So berichtete der Berliner Lokal-Anzeiger (im August 1889), als die Sängerin Alexandrine Martens in Paris Schulreiterin geworden war, dies mit den Worten: Alexandrine Martens, die preisgekrönte Schönheit, hat der Lieder süßen Mund an den Nagel gehangen. — Unverfänglich dagegen, wenn auch etwas komisch, kann man dem Arzt berichten: Die Krankheitserscheinungen traten bei dem Patienten in der vorigen Nacht zu Tage. Ja, man kann sogar reden von einem eingefleischten Vegetarianer. —

Wir steigen noch eine Stufe höher empor und kommen zu allerhand drolligen Benennungen von Personen und Dingen. Sehen wir uns zuerst ein wenig auf dem Gebiete der Witz- und Spitznamen um. Solche gibt es wohl bei allen Völkern; ja, die Römer nannten ihren dem Trunk ergebenen Kaiser Tiberius spottweise Biberius, wie wenn wir einen Brinkmann in einen Trinkmann umwandeln wollten. Soweit jedoch meine Kenntniß reicht, liebt kein anderes Volk die Spitznamen so sehr und schafft sie in solcher Fülle, als das deutsche und — englische. Es ist ein wenig auffallend: gerade die Völker, welche am lebhaftesten, feurigsten und am meisten unberechenbar in ihrem Handeln sind, die Franzosen und Italiener, sind das weit weniger in ihren sprachlichen Phantasien; aber die Deutschen und die Briten, die im Leben weit kälter sind, glühen desto stärker in ihrer Sprache und wagen die kühnsten Bilder.

Es sind nun gewisse Berufsarten, an denen der Witz besonders gern sein Messer wetzt. Da müssen nun zunächst die Barbiere herhalten. Sie heißen Bartputzer, Schnutenfeger. Verschönerungsrath. Harzer Schaumschläger, so in Bezug auf die Kanarienvögel,

welche im Harz, besonders in Andreasberg gezogen werden, und als die besten Sänger oder Schläger kurz Harzer Schläger genannt werden. Hier ist nun das Wort in Seifenschaumschläger umgedeutet. Weil sie zum Theil Heilgehülfen sind, lassen sie sich gar gern „Herr Doktor“ nennen, und der Volkswitz geht darauf ein und nennt einen solchen einen Chirurgus (oder Gregorius) vom höheren Schabeisen; und weil sie auch wohl Hühneraugen operieren, werden sie zu den Augenärzten gerechnet. Sie heißen auch wohl Doktor Kratzbart, und in Süddeutschland gar Rüsselschaber. —

Sehr reich sind auch die Kaufleute mit Spitznamen bedacht, zumal die Gehülfen. Die Ladendiener in einem Kolonialwaarengeschäft heißen Häringsbändiger, Thrankonditor, Thranprovisor, auch Oelprinz, Tütchendreher, Tütenkleberich, Pfeffertütendreher, Rosinenengel, Siropsritter. Die im Comtoir arbeiten: Pultdrücker. Die Kleinhändler Tütchenkrämer, die Großhändler Pfeffersäcke. (Dieser Spottname im Mittelalter allgemein üblich.) Die Verkäufer von Schnittwaaren Ellenreiter, Ellenritter. In der Studentensprache wird ein Commis Schwung genannt, oder Ladenschwung, Ladenschwengel. Es soll das die selbstgefällige, von sich eingenommene Geziertheit bezeichnen. — Sonderbar heißen in Süddeutschland die aufdringlichen Geschäfts-Reisenden mit ihren Musterkoffern: Tiger. Der Ausdruck ist dort so gäng und gäbe, daß selbst in Zeitungsanzeigen „ein gewandter Tiger“ gesucht wird. Es kommt auch vor, daß der Geschäftsbesitzer selber „tigert“. —

Die Verwalter auf Landgütern und überhaupt die Landwirthe werden Stoppelhopser genannt, auch Klutentramper. Kluten sind nämlich provinziell die groben Erdschollen, die oft beim Pflügen des Ackers aufgeworfen werden. Der Landwirth muß eben oft über gepflügte Aecker schreiten. Man nennt sie auch Mistiker. Dies Wort — mit einem i geschrieben — ist eine böse Verdrehung des Wortes Mystiker. — Guaniter, in Anspielung auf Guano und Johanniter. Die Juristen, Rechtsgelehrten heißen Rechtsverdreher; und wenn die Kniffe und Pfiffe eines Rechtsanwaltes landkundig sind, so heißt er ein Linksanwalt. — Die (früheren) Advokaten heißen Schadvokaten.

Das Sprüchwort ist nicht gut auf sie zu sprechen. Es gilt der Advokat als der geschickteste, der (wie Luther sagt) die meisten Hundshaare ins Recht zu mischen versteht. Daher: Advokaten lieben Dukaten. Advokaten und Wagenräder müssen beide geschmiert sein. Der Advokaten Beutel und der Hölle Rachen sprechen nie: es ist genug. — Die Matrosen nennen den Haifisch den Seeadvokaten. Vergessen wir nicht, daß diese Sprüchwörter mit ihren Behauptungen nicht der jetzigen Zeit entstammen. — Ein Wundarzt oder Chirurg heißt ein Pflasterkasten oder auch Knochenhauer; der Apotheker ein Pillendreher, Giftmischer, auch Neunundneunziger. Das letzte deßhalb, weil man ihm nachsagt, er nähme 99 Prozent (in Wirklichkeit freilich oft noch viel mehr). Und hier ist es seltsam, wenn man die Buchstaben unseres Alphabets von A bis Z (das Jod mitgerechnet) als Ziffern gebraucht (a = 1, p = 16 u. s. w.), so ergeben die Buchstaben des Wortes Apotheker gerade die Summe 99. — Die Aerzte werden Kirchhofslieferanten genannt, und man sagt: Junger Arzt, höckriger (buckliger) Kirchhof. Ein junger Arzt muß drei Kirchhöfe haben. Denn: Junger Arzt ein Charlatan, alter Arzt ein Grobian. — Die Thierärzte haben einen groben und einen feinen Spitznamen: Viehknoten und Viehmusen. — Die Schulmeister führen den Titel: Meister Bakel (von baculus der Stock). Man sagt von ihnen, daß sie das Leben von der Kehrseite ansehen, oder Alles verkehrt behandeln, und verhöhnt damit die Arbeit ihres Stockes und den Ort dieser Thätigkeit. Höchst originell nennt Grabbe einmal den Schulmeister einen Kinderohrfeigenverfertiger. — Die Dienstmädchen heißen Küchendragoner, Küchenfeen, Kasserolburschen, Haarbesengeneral, in der Studentensprache kurzweg Besen, in Berlin auch wohl Spritze. Auch wohl mit dem Unterschiede, daß die höhere Klasse Florbesen heißt, die niedere Kehrbesen, und die tiefste Saubesen. — Mit arger Spottlust wird das ehrsame Schneidergewerk heimgesucht. Da heißt es: Fadenbeiß, Fadenbeißer, Knotenbeißer, auch: Bekleidungsrath. Am meisten wird er als Meckmeck oder Ziegenbock geneckt (über den Ursprung dieses Wortes an einem anderen Orte). Von den vielen Spottreimen hierauf

nur einen einzigen. Ich bitte auch einmal einen etwas derben Ausdruck zu gestatten; das Volk drückt sich gern kräftig aus:

Wenn der Schneider reiten will und hat keinen Gaul, setzt er sich auf einen Ziegenbock und nimmt den Schwanz ins Maul. Daher der Personenname (in Befehlsform): Schneiderreit, nämlich auf dem Bocke. — Auch heißt er Meister von der Nadel oder Stichler. Die Spottlieder heben besonders hervor, daß die Schneider dürr und verhungert seien und doch mit der geringsten Speise befriedigt. Zu beiden nur je ein Belag:

Und was ein rechter Schneider ist, muß wiegen sieben Pfund; und wenn er das nicht wiegen thut, so ist er nicht gesund! Und: die Schneider hielten ein Gastgebot; da fraßen ihrer Neunzig, neun mal Neunundneunzig einen halben gebratenen Floh (und wurden doch alle satt). — Ganz ähnlich urtheilt das Volk über die Weber, Leineweber, die es Spulkater und Himmelsfechter nennt. Von ihnen sagt der Reim: die Leineweber nehmen keinen Lehrjungen an, der nicht sechs Wochen hungern kann. —

Für einige andere Berufsarten wollen wir uns kurz fassen und mit der bloßen Angabe der Spottnamen uns begnügen. Ein Nachtwächter wird zum Nachtrath, ein Tuchmacher zur Wollmaus, ein Schuster zum Pechhengst, Pechdraht, Drahtklemmer, Knieriem, der Bäcker zum Mehlwurm oder Teigaffen, auch Gottesgabendrechsler, der Maler zum Landstreicher, der Musiker (der metallnen Blasinstrumente) zum Blechpuster, der Setzer und Buchdrucker zum Druckfehler, ein Postbeamter zum Freilecker (wegen der aufzuklebenden Freimarken), der Hutmacher zum Kopfschuster, der Scharfrichter zum Hauptkassierer. — Der Brauer wird zum Planschmichel, der Bötger zum Rumtreiber. Der Schuster zum Zerrleder, zum Zickendraht (der den Pechdraht zieht), ein Mann der Theater-Claque zum Ruhmfabrikanten oder Großhändler. Ein Geck, der sich viel wohlriechende Pomade ins Haar schmiert, ist ein Schmalzamor oder Pomadenhengst. — Die Wucherer heißen Halsabschneider, auch Kravattenmacher (mit Zuschnürung der Kravatte bringen sie durch Erwürgen ihr Opfer um). — Der Tischler ist ein Holzwurm, Hobeloffizier, Hobelmajor. — Wer alle neun Kegel schiebt, heißt ein Neun-

tödter, und ein Kegelklub der Klub der Neuntödter, in Anspielung auf den Vogel Neuntödter, lanius collurio, der zur Familie der Würger gehört. Der Gruß der Kegler lautet: Gut Holz! wie der der Turner: Gut Heil! der Bergleute: Glück auf! — Ueber die Maurer kenne ich nur das Wort Dreckschwalbe oder Mauerschwalbe. Sonst hält sie das Volk für sehr langsame Arbeiter, nach dem Sprüchwort: Ein Tropfen Maurerschweiß ist zehn Thaler werth. Denn:

Eine Stunde mauern sie, eine Stunde lauern sie,
eine Stunde feiern sie, eine Stunde leiern sie,
eine Stunde messen sie, eine Stunde essen sie,
eine Stunde priesen sie, eine Stunde niesen sie,
eine Stunde wird verraucht, und so ist der Tag verbraucht.

Die Schornsteinfeger oder Essenkehrer heißen Schwarzkünstler, Röhrenkieker, Kaminrath und (von der afrikanischen Besitzung) Kameruner, in Sachsen Feuerrüpel. Das jetzt so niedrige Wort Rüpel stammt von dem edlen Namen Ruprecht, Rupert (von hruod Ruhm und pert glänzend) d. h. also der Ruhmglänzende, Ruhmumstrahlte, völlig gleich dem griechischen Kleophanes. — Die Strolche und Bettler nennt man Börsenspekulanten, weil sie auf die Börse spekulieren, nicht auf der. Und endlich: sehr hübsch ist's, wenn man — mit Anspielung auf den Hirsch — einen Sonettendichter einen Vierzehnender nennt, wegen der vierzehn Zeilen des Sonetts. —

Das Gesagte wird genügen, um die deutsche Freude an witzigen Bezeichnungen von Personen nach ihren Berufsarten zu kennzeichnen. Wir sehen, daß die Benennungen durchaus treffend sind und mit Scharfsinn aufgefunden; zuweilen allerdings ein wenig grob, aber zumeist doch recht harmlos. Man will nicht beleidigen, nicht verletzen, nicht kränken, nicht erbittern, sondern nur necken und foppen, so daß der Betroffene getrost in das Lachen einstimmen kann. Es liegt meines Erachtens ein Stücklein Poesie drin, nicht jener erhabene Schillersche Schwung, aber eine schöne ruhige Heiterkeit; wie die Griechen ihren Zeus, obwohl mit dem Blitzstrahl in der Hand, doch stets heiter abgebildet haben. So legt auch der Deutsche, wenn er nicht gereizt wird, seine herkulische Keule gern bei Seite und gibt sich einer heiteren Lebensanschauung hin.

Wir haben zuletzt witzige Bezeichnungen von Personen betrachtet. Wir gehen jetzt dazu über, ebensolche über Dinge aufzusuchen. Der Deutsche scheint auch in diesem Stücke unerschöpflich zu sein. Es bietet sich hier uns eine große Fülle dar. Das Lächerliche (sagt einmal Jean Paul) nimmt so viele Gestalten an, als es Ungestalten gibt. Es ist hier, wie mit der Wahrheit. Die Wahrheit ist die eine, aber der Irrthum ist tausendfach. Es gibt auch nur eine einzige gerade Linie, aber unzählige krumme. Wir wollen darum eine Auswahl treffen, werden uns aber bemühen, nur gute treffende beizubringen. —

Ich finde es sehr hübsch, daß man die rothen Streifen, welche die Herren vom Generalstab an ihrer Uniform tragen, Intelligenzstreifen nennt, hiemit die Hochachtung ausdrückend, die man vor der Wissenschaft und dem Geist jener Herren hegt. — Bei Weitem nicht so schön heißen sie in Militärkreisen Himbeerstreifen (von der Farbe). Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß der Sekonde-Leutnant zwei Sternwarten mit sich herumträgt; er wartet nämlich auf den Stern in den Achselschnüren des Premier-Leutnants. — Eine geringere Sache sucht man gern durch einen verschönernden Namen zu erheben. So wird das Selterwasser in Offizierkreisen wohl Sekt in Civil genannt. — In Kadettenanstalten führt der Karzer den Namen Hotel zum schwarzen Engel. — Die Kadetten nennen die Klopse oder Fleischklöße, die es gewöhnlich am Sonnabend zur Mittagsmahlzeit gibt, ein wenig boshaft: Gedrängte Uebersicht der letzten acht Tage, oder das Wochenresümee. —

Das Jahr 1888 wegen der Form der 8 das Dreipräzeljahr, der letzte Wagen der Pferdebahn in der Nacht Lumpensammler (weil ihn späte Nachtschwärmer benutzen), die Sprengwagen chinesische Artillerie. — Der Exercirplatz heißt in Oesterreich — die Flegelwiese, weil da zahllos wie Gänseblümchen Grobheiten wachsen sollen — oder auch Schleifstein, weil die Rekruten da ihren Schliff bekommen. — Der Soldat nennt sein Gewehr mit dem zärtlichen Kosenamen: meine Pauline, meine Laura, ohne jegliche Zärtlichkeit Knarre oder Kuhfuß (wegen der Form). Das Brot

heißt Kommisschinken, und der Mittelarrest in schonender Weise: Mittelurlaub.

Viele Vorgärten der Häuser in der Potsdamer Straße in der Form eines länglichen schmalen kurzen Rechteckes mit Eisengitter heißen wegen einer gewissen Aehnlichkeit Erbbegräbnisse; und die Parochialstraße wegen der Glockenspieluhr auf dem Thurme die Klimpergasse. — Die ungeheueren Sandmassen in der Berliner Gegend und in den Marken sind Brandenburger Schnee, und den Dünger hat zuerst ein Landwirth selbst die Seele der Landwirthschaft genannt. — Die Geige ist ein Wimmerholz, die Guitarre ein Jammerholz, Zupfgeige, auch Polkschinken (von polken d. h. mit den Fingerspitzen behutsam etwas von einem Gegenstande ablösen), Wehmuthsschachtel (wegen der schmachtenden Liebeslieder bei einem Ständchen), Barbierflügel, die Posaune eine Ziehtrompete, der Regenschirm ein Nassauer und eine Destillation eine Planschapotheke; und die Stammgäste in ihr sind Destillationsstützen. —

Der Mund ist die Speiseanstalt, Futterluke, ein Schweigstill, und ein freches, schamloses Maul eine Revolverschnauze, die Zunge ist der Schwadronierlappen. — Die über die Stirn gekämmten Haare junger Mädchen, die ich keineswegs schön finden kann, weil sie die schöne Stirn verhüllen, heißen Ponylocken oder Dachtraufen. — Ein schlechter Wein heißt Kutscher (gut genug für Dienstboten), ein Salzkuchen: Schusterjunge, ein Hering: Schneiderkarpfen oder gesalzener Bauernkarpfen, ein Pfannkuchen: Schmalzlerche, ein Gebäck von Chokolade mit Schlagsahne: Othello mit Seifenschaum, Kartoffeln mit Specksauce: Mausebraten, und wenn man von einer vegetarischen Wurst redet, so ist — die saure Gurke gemeint. Eine blinde Suppe ist die, welche keine Fettaugen hat, oder auch eine stolze Suppe, weil sie Einen mit keinem Auge ansieht. Ist die Suppe angebrannt und schmeckt nach Rauch, so ist sie in Brandenburg gewesen oder in Rauchhausen. Eine Brummsuppe dagegen ist arge Schelte. Das beliebte Donnerstagsgericht der Berliner: Sauerkohl mit Erbsen heißt allgemein Lehm mit

Stroh. Es ist vielleicht nicht uninteressant, wenn ich hier erwähne, daß der Ursprung dieser Donnerstagsspeise sich in das graue germanische Alterthum verliert. Die Erbsen waren nämlich dem Donnergotte, dem Donar oder Thor geheiligt und wurden ihm zu Ehren am Donnerstage gespeist. — Wenn ein Schutzmann Landstreicher, Strolche oder Uebelthäter gefesselt auf die Polizei bringt, so ist das eine geschlossene Gesellschaft, und der grüne Wagen, in dem solche Leute nach der Polizei gefahren werden, ist die Kriminalequipage. — Die Obdachlosen, welche im Thiergarten oder Friedrichshain nächtigen, schlafen im Hotel bei Mutter Grün. — Die Plätze und Wege im Thiergarten, welche vorzugsweise von den vielen Kindermädchen mit den Kleinen aufgesucht werden, heißen Babyweiden; und ein Ball für allerliebste Backfische ist ein Knospenball. — Wer sich übertriebenem, zumal unschönem Klavierspiel hingibt, leidet an der Klauenseuche und ist selber ein Klauenseuchling. Wer Schmutz unter den Fingernägeln hat, besitzt Trauernägel (nach Art der schwarz umränderten Briefbogen). Des Miethszettels kleiner Knaben will ich nur mit diesem Worte gedenken. — Der Rohrstock für unartige Buben heißt der gelbe Onkel und die bekannte neunschwänzige Katze führt den schönen Namen Rehpote mit neun Blumen. Die Barbiere nennen die Stellen, welche sie rasieren sollen, Schabefleisch. Der auf dem Bier im Glase stehende Schaum heißt Feldwebel oder Wachtmeister, von wegen der breiten Tresse oder der weißen Puschel auf dem früheren Tschakko. — Ein Packträger oder Lastträger ist ein Tragiker, und ein Leiermann ein Lyriker. — Ein Kartenspiel heißt, mit Anspielung auf ein Buch des Alten Testaments, das Buch der vier Könige. — Wer nicht mehr Gymnasiast ist und noch nicht Student, ist ein Maulesel, ein Mittelding zwischen Esel und Pferd. — Die enge Studentenloge im Königlichen Schauspielhause heißt Sardinenbüchse. Wenn ein schwer Seekranker bleich und wankend etwa das Ufer von Helgoland betritt, so ist er eine Leiche auf Urlaub. —

Ich könnte noch manche solcher treffenden und witzigen Benennungen beibringen. Lassen Sie mich aber nur drei Dinge

nennen, welche der deutsche Witz besonders reich ausgestattet hat. Der Fernsprecher, das Telephon, heißt unter Anderem: Plapperfaden, Plauderschnur, Klapphorn, Langohr, Sprachstrick, Plapperschlange, Stubenhorcher, Meilenzunge, Tonstrick, Quasselstrippe. In Frankfurt am Main mit seiner starken jüdischen Bevölkerung, nennt man es witziger Weise Mauscholeum. — Nun die Nase. Sie heißt Gurke, Zinken, Pomeranze, Gesichtserker, sogar Dachtraufe, auch Riechkolben, Schnarchhaken, Duftsauger, Rüssel, Löthkolben. Wenn sie aufgestülpt ist, die Spitze nach oben gerichtet, so heißt sie Regennase, weil es in der That in die großen Nasenlöcher hineinregnen kann. Eine von vielen geistigen Getränken roth gewordene Nase heißt eine Weinnase, Schnapsnase, auch Kupfernase, Kupferbergwerk. Daher das bekannte Räthsel: Was ist eine Mücke, die sich auf dessen Nase setzt? Antwort: ein Kupferstecher. Sehr sinnig und verblümt heißt solche rothe Nase eine Quittung über empfangene Getränke. Falstaff nennt einmal das rothe Gesicht eines Säufers (Bardolf) einen beständigen Fackelzug, ein unauslöschliches Freudenfeuer. Weiteres über Nase steht im Wundergarten. Sie ist ein Berg, und doch ist dessen Spitze nach unten gerichtet. Sie ist kein Vogel und hat doch Flügel. Sie ist kein Baum und hat doch eine Wurzel. Sie ist kein Haus und hat doch Wände. Sie ist kein Pferd und hat doch einen Sattel. — Nun noch die Cigarre. Rückert hat sie in einem Gedichte Glimmstengel genannt. Alle Namen laufen darauf hinaus, die Verachtung schlechter Cigarren recht stark auszudrücken. Zuvor wollen wir noch erwähnen, daß die Cigarrenabschnitte Waisenknaben heißen, weil aus dem Verkauf der in Masse gesammelten kleinen Abschnipsel um die Weihnachtszeit Waisenknaben beschenkt, bekleidet werden. — Da führen nun solche schlechte Cigarren den Spottnamen Rauch—du—sie (ich mag es nicht), oder Giftnudel, oder Infamia, oder mit spanischem Klange Stinkadores, oder Extra muros (nur außerhalb der Stadtmauer zu rauchen), oder Freimaurercigarren, weil sie ein Maurer nur im Freien zu rauchen vermag, oder Drei-Männer-Cigarre (Einer raucht und Zwei halten ihn). Stettenheim hat diese Sorten noch durch bedeutungsvolle Namen vermehrt: Die eine heißt Wahn,

eine kurze Cigarre. Denn nach Schiller: der Wahn ist kurz, die Reue lang; eine zweite: Dänemark; es geht ihr wie im Hamlet: es ist manches faul im Staate Dänemark; eine dritte: Haideröslein nach dem Goetheschen Gedicht: und der wilde Knabe brach. Eine vierte: Götter, nach Schiller im Taucher: Der Mensch versuche die Götter nicht (auch diese Cigarre nicht); und eine fünfte: Andromache, von der (bei Schiller) selbst ein Hektor sich ewig wendet. —

Eine neue Sorte heißt Schiller-Cigarre, nach den Worten in der „Glocke": Der Mann muß hinaus! Oder nach Goethes Erlkönig: Erreicht den Hof mit Müh' und Noth. Fischer (nach Goethes Ballade): Halb zog sie ihn, halb sank er hin. Eine spanische Cigarre nennt sich Kolumbus, nach seinen Worten beim Dichter: Was blickst du, Fernando, so trüb' und so bleich? — Sehr gefährlich ist aber die Schach-Cigarre; denn wer sie raucht, ist „nach drei Zügen matt". Die kräftigste von allen ist jedoch die Ahlwardt-Cigarre (zur Erinnerung an seine zerrissenen Beinkleider im Reichstage): Sehr starker Tabak, manchmal mit zerrissenem Deckblatt. —

Ich meine, es steckt ein Stücklein hübscher Poesie in all diesen Zügen. Andrer Art freilich, als in früheren Jahrhunderten. Damals schuf das deutsche Volk in seinem poetischen Drange herrliche Volkslieder und Volkssagen, ernsten und fröhlichen, tragischen und komischen Inhalts. Das ist vorbei; und in unsern Zeiten haben unsere besten Dichter den Volkston meisterhaft getroffen. Drum macht sich heutzutage der poetische Drang des Volkes nicht mehr in lyrischen Schöpfungen Luft, sondern in Scherz, in heiterem Witz, in harmloser Satire. Da wird eine Ruthe geschwungen, nicht aus Birkenreisern, selten einmal aus Nesseln, sondern meist nur aus Blüthenzweigen, deren Schlag nicht wehe thut, ja kaum einmal gefühlt wird. Dadurch vertreibt man sich die Dürre und Langweiligkeit des alltäglichen Lebens und hebt dieses in ein heiteres Gebiet empor. Hieß doch die Poesie in Spanien einst die fröhliche Wissenschaft. —

Wir gehen nunmehr zu dem letzten Abschnitt unserer Betrachtung über, den ich den ungeheuerlichen Gleichnißreden oder

Kraftausdrücken widmen möchte, an denen der Deutsche seine Freude hat. Der Deutsche hat überströmende Kraft in der Phantasie; drum läßt er es in seinen sprachlichen Bildungen dahin wandeln gleich einem Sturmwinde, welcher, wenn er durch Blumen fährt, sich zu einem sanften Säuseln mildert und die Blumen zu leichten anmuthigen Windungen beugt, der aber, wenn er durch Hochwälder fährt, zu mächtigem Brausen anschwillt, daß man es splittern und krachen zu hören vermeint. Drum wollen wir auch nicht zurückschrecken, wenn wir etwa auf Wunderlichkeiten und Widersprüche, ja auf Unmöglichkeiten und Lächerlichkeiten stoßen; denn der Humor hat gerade seine Lust an derlei Dingen; und harmlos lachen ist doch Zeichen eines guten Herzens, weßhalb (wie Jean Paul sagt) Frauen und Kinder am meisten und am liebsten lachen. In einer Gesellschaft von lauter selbstzufriedenen Stolzen lacht Niemand. —

Nun frisch hinein in die Sache. Schon in unserer klassischen Literatur finden sich manche Beispiele solcher Kraftausdrücke. So in den Jugendarbeiten Schillers, in den Räubern, in Fiesko, in Kabale. Roller, in den Räubern, als der Pulverthurm in die Luft geflogen: Es war ein Knall, als ob dem Himmelsfaß ein Reif gesprungen wäre. — Schweizer: der junge Kosinsky sieht gerade so drein, als wollte er den Marschall von Sachsen mit einem Rührlöffel über den Ganges jagen. — Fiesko zum Mohren: Ich will dich nicht an die Hörner des Mondes hängen, aber doch hoch genug, daß du den Galgen für einen Zahnstocher ansehen sollst. — Der Mohr (der einmal sein Gesicht „meine Mondfinsterniß“ nennt): Entwischt mir eine Locke Haar (ein einziger Mensch), so sollt ihr meine zwei Augen in eine Windbüchse laden und Sperlinge damit schießen. — Aehnliche, zum Theil überkräftige, finden sich auch sonst noch bei Schiller.

Ganz besonders überraschende und großartige Blüthen dieser Art hat Grabbe großgezogen. Ich erinnere mich, daß er einem Widersacher einmal wünscht, derselbe müsse an einem thurmhohen Barbiermesser in die Höhe klettern. — Einige andere von ihm: Reimschmiede, die so dumm sind, daß jedesmal, wenn ein Blatt von ihnen ins Publikum kommt, die Esel im Preise aufschlagen,

heißen ausgezeichnete Dichter; und Betteln, deren Stimmen so scharf sind, doß man ein Stück Brot damit abschneiden könnte, tituliert man dramatische Sängerinnen. Von einem Manne, der eine starke Stimme hat, sagt er: der Kerl hat 'ne Stimme, wie'n Walfisch, wenn ein Walfisch eine hätte. — Von mageren Schweinen: das sind ja keine Thiere; das sind zwei zusammengenagelte Bretter, worauf statt der Haare noch die Sägespäne sitzen. — Der Mensch ist ein geschminkter Tiger. — Der Herzog von Gothland, der seinen Bruder erschlagen und gegen seinen König sich empört hat, schildert seine Reue mit den Worten: Ich bin ein Haufe von zusammengesperrten Tigern, die einander auffressen. — Laßt die Gläser schäumen, als wenn es tolle Hunde wären. — Ein ordentlicher Mohr muß aussehen wie ein gut gewichster Stiefel. — Mein Magen ist so leer, wie die Welt vor ihrer Erschaffung. Um seine Mißachtung der Philosophie auszusprechen, läßt Grabbe den Teufel auf die Frage nach seinen Nebenbeschäftigungen sagen: In den Nebenstunden machen wir gewöhnlich aus den Geistern, weil sie unsichtbar und deßhalb auch durchsichtig sind, Fensterscheiben und Brillengläser. So hatte sich neulich meine Großmutter die beiden Philosophen Kant und Aristoteles auf die Nase gesetzt, um das Wesen der Tugend zu erforschen. — Mollfels äußert sich über seine eigne Häßlichkeit also: Ich weiß recht gut, daß meine Taille die Pferde scheu zu machen pflegt, weil sie wie ein heruntergelassener Schlagbaum aussieht. Und meine Nase! Die Menschheit schaudert zusammen! Unförmlich wie ein Tigergekrös, roth wie ein Fuchs, platt wie eine Erzählung von der Karoline Pichler, und so kurz wie eine Sekunde! Und meine eigenen Beine lassen sich nicht übel mit zwei fett gewordenen türkischen Säbeln vergleichen. — Zu einem quäkig singenden Knaben sagt derselbe: Gottliebchen, du krächzest ja, daß sich die Steine Ohren wünschen, um sie sich zu- stopfen zu können. — Der Schulmeister erzählt aus seiner Jugend von dem ihm verhaßten Conrektor an der Stadtschule: Seine ledernen, lebenssatten Beinkleider („Hosen") wurden einstmals von einem unserer Geschichtsschreiber als uralte Spur des Verkehrs der Deutschen mit fremden Völkern für ein Trauermonument der Phönizier ausgegeben. — Als er dann mit der Tochter des

Conrektors eine Liebschaft anfängt, aber von demselben ertappt wird, muß er schmerzlichst berichten: er bombardierte mir eine Maulschelle ins Gesicht, welche mir seine Fäuste so kräftig in die Backen prägte, daß mich am andern Tage alle Leute frugen, ob ich mir die natürlichen Ohrfeigen hätte einimpfen lassen.

Ist es denn nicht eine Art Zauberei, welche hier die Sprache vollbringt? Steine wollen sich die Ohren zustopfen! Ohrfeigen werden wie die natürlichen Pocken eingeimpft! Kann es Fremdartigeres, Widersprechenderes geben? Aber die souveräne Phantasie verschmelzt die sprödesten Dinge in Einen Leib, und das leichte Feuer des Geistes haucht der schweren Materie frisches heiteres Leben ein.

Es ist nun aber nicht etwa bloß Grabbesche Liebhaberei, sich in dergleichen „Hyperbeln“ zu ergehen, sondern solche übersprudelnde Redeweise ist überhaupt deutsche Art. Um das zu beweisen, könnt' ich Ihnen reichlich ein Paar hundert Beispiele aus meinen Sammlungen vorführen. Allein die knappe Zeit zwingt mich, eine Auswahl zu treffen. Möge es mir gelingen, recht Ueberraschendes zu finden, so daß es Stutzen und Staunen erregt. Ein Husarenoffizier schildert seinen schnellen Ritt von Berlin nach Potsdam mit den Worten: Ich ritt so schnell, daß mir der Schatten nicht folgen konnte, sondern erst eine Viertelstunde nach mir auf dem Kasernenhofe in Potsdam ganz athemlos ankam. — Von besonderer eigenartiger Kraft sind die Ausdrücke, mit welchen jene Macht verherrlicht wird, gegen welche nach Schiller selbst die Götter vergebens kämpfen. Ein Paar Beispiele: Herr, wenn Sie so lang wären, wie Sie dumm sind, so könnten Sie bequem aus der Dachrinne Ihren Morgenkaffee trinken. — Oder: In Vergleich mit Ihnen kann sich ja ein Rhinozeros zu den sieben Weisen Griechenlands rechnen. — Der Schlächter hat Fleisch von einer mageren alten Kuh geschickt: Dies Rindfleisch ist so zähe, daß man selbst die Brühe davon nicht mit der Gabel durchstechen kann. — Ein junger Mann, der aus Mexiko heimgekehrt ist, beschreibt die dortigen kleinen Pfefferfrüchte mit den Worten: sie sind so hitzig, daß man zwei Paar Bukskin-Handschuh übereinander anziehen und dann erst noch einen Frost abwarten muß,

um sie zu pflücken, wenn man sich nicht verbrennen will. — Man sagt manchen Frauen nach, daß sie sich gern für jünger ausgeben, als sie wirklich sind. Von einer solchen behauptet Jemand: Schliemann hat ihren Taufschein unlängst in Troja in seinen Ausgrabungen aufgefunden, dicht neben Priamussens dritte Thür links. — In trocknen Sommern haben manche Flüsse, wie die Elbe, so wenig Wasser, daß die Schiffahrt schwierig wird. Hier die Schilderung einer solchen Fahrt: der Fluß, auf dem wir mit dem Dampfer fuhren, war so ausgetrocknet, daß wir die Ufer nicht erkennen konnten vor den Staubwolken, welche die Räder des Dampfers aufwirbelten. — Jemand erzählt: da doch Bewegung warm macht, so hab ich mir einen eisernen Ofen erfunden, der nur des Morgens einmal aufgezogen zu werden braucht. Dann läuft er auf Gummischuhen so lange in der Stube umher, bis er recht warm geworden ist, stellt sich dann in die Ecke und heizt. — Ein Amerikaner erzählt: Ich hatte einmal eine Stute; das war ein Gaul, der war Ihnen ein Blitz! Ich ließ sie einmal 100 Fuß weit vor dem furchtbarsten Sturm herlaufen, (den ich je im Leben sah,) der uns weiter als 18 Meilen nachjagte, ohne uns einholen zu können. — Er schilderte mir sein Mißgeschick mit so fürchterlichen Schwüren und Flüchen, daß sein Athem davon förmlich nach Höllenschwefel roch. — Ein Ehemann erzählt: Meine Frau hat einen so leisen Schlaf, daß sie schon aufwacht, wenn das Thermometer fällt. — Vor 50 Jahren fuhren in Berlin die Droschken mit ihren armseligen Gäulen so langsam, daß ein fremder Kutscherkollege rief: Wir stehen ja rascher als ihr fahrt! — Ein Amerikaner erzählt: Bei uns in Tennessee war die Hitze so furchtbar, daß wir die Hühner mit eisgekühltem Wasser versorgen mußten, damit sie nicht gleich gekochte Eier legten. — Von der Belagerung vor Paris 1870 erzählt Einer: die Kälte war so arg, daß uns die Knopflöcher zufroren. — Frau Meier ist so eifersüchtig, daß sie ihrem Manne nicht einmal gestattet, Worte zu gebrauchen, die weiblichen Geschlechtes sind. —

Ganz besonders üppig sollen diese sonderbaren Pflanzen auf den Kasernenhöfen gedeihen, und Unteroffiziere, Wachtmeister, Feldwebel die geschicktesten Gärtner dieser Blumenzucht sein, daher

auch ihr botanischer Name: Kasernenhofblüthen. Lassen Sie mich Ihnen hiervon ein kleines Sträußlein darbieten. Es werden Rekruten angeredet: Achtung! oder ich lasse Euch brummen, bis der Jüngste von Euch der Aelteste wird, oder: ich lasse Euch so lange stehen, bis Ihr Zinsen tragt. — Schämen Sie sich, mit einem Barte herumzulaufen, der so miserabel dünn ist, daß man zwischen gut zwei Härchen einen Hornisten stellen und blasen lassen könnte, ohne daß Einer den Andern hört. — Sie, Müller, gehen Sie ja nicht in den zoologischen Garten; sonst sieht Ihnen da das olle Rhinozeros, und reklamirt Sie als ungerathenes Glied der Familie. — Das Gewehr ist die Braut des Soldaten; damit will ich aber nicht sagen, daß Ihr es schlecht behandeln dürft. — Zu einem Rekruten, der oft vom Pferde gefallen ist: So, jetzt liegen Sie da, wie der alte Priamus, als die Griechen ihm das trojanische Pferd unterm Leibe weggeschossen hatten. — Zu einem Rekruten, der oft vom Pferde fällt: Sie, Silberstein, glauben wohl, es sei eine Mesalliance, wenn Sie eine dauernde Verbindung mit dem Pferde eingehen? — Oder: Sie, Hirschel, glauben Sie denn, Sie sind ein Börsenpapier, daß Sie fortwährend fallen und steigen? — Sitzt der Mensch auf dem Pferde, wie eine Feuerzange auf einem tollen Hunde! Aufs Wort, Ramler, wenn Sie sich neben ein Kameel stellen würden, könnte man Sie Beide der Aehnlichkeit nach, für zwei faule Eier halten. — Meier, Sie passen so wenig zum Soldaten, wie ein Igel zu einer Schlummerrolle. — Die Einjährigen scheinen wenig in Gunst zu stehen. So äußert sich der Unteroffizier: Ich sag's immer, mit den Einjährigen ist überhaupt nichts los; aber Sie, Müller, sind doch der Einjährigste von Allen. — Ferner: (Donnerwetter) nur nicht so aufgeblasen! Sie sehen ja aus, wie ein wattierter Zwirnsfaden! — Sehr selten mag man ja auf den Kasernenhöfen ein beruhigendes, tröstendes, ermuthigendes Wort hören, wie etwa dieses: Nur immer Muth, Jungens, das Ei des Kolumbus ist auch nicht in Einem Tage gelegt worden. Es kommt aber auch vor, daß Offiziere sich solcher (origineller) Kraftausdrücke bedienen. So nennt ein Solcher einen auffallend langen Menschen in seiner Kompagnie einen

Eiffelthurm-Aspiranten; und erzählt von ihm: Er hieß Kiekebusch und war aus Dramburg. Wenn er gegessen hatte und aufstand, so dauerte es immer beinah fünf Minuten, bis er ganz oben war. — Zu einem Kellner, der ihm schlechten Wein gebracht, sagt er: Hören Sie, der Wein schmeckt gerade so, als ob ein Igel durch meine Gurgel Parademarsch machen wollte. — Ja sogar eine zarte Frau schrickt vor einem Kraftausdruck nicht zurück, wenn sie im Zorn über ihren Gatten ausruft: So einen Mann, wie meinen Mann, kriegt man in jedem Spielwaarenladen die ganze Schachtel voll für vierzig Pfennig. —

Ein trockenes Buch wird in folgender Weise geschildert:

1) Es ist so trocken, daß ein Mann, der es einen Tag lang bei sich trug, einen trockenen Husten bekam, den er seitdem nicht wieder los geworden ist. 2) Ein Gärtner wickelte eine Wassermelone in einen Bogen dieses Buches, und als er sie aufschnitt, war sie so dürr wie ein getrockneter Mohnkopf. 3) Wenn man über eine frisch gemähte Wiese geht und ein Kapitel aus diesem Buche laut liest, so dörrt sich das frische Gras sogleich zu Heu. 4) Es ward eine Weintraube in Blätter dieses Buches gewickelt und in einer Minute war sie zu Rosinen geworden. 5) Eine Viehmagd, welche die Kühe zu melken hatte, hatte nur den Titel gelesen; von Stund an gaben die Kühe lange Zeit keine Milch mehr. —

Ich muß abbrechen, soviel überraschende derartige Gleichnißreden ich auch noch mittheilen könnte. Aber ich fürchte, ich bekäme statt der Worte: das ist zu toll! vielleicht zu hören: das bringt ja eine saure Gurke ums Leben! Nur noch als Letztes eine kurze Unterredung und Uebertreibung zwischen drei Malern. Der erste erzählt: Da hab ich neulich ein dünnes Tannenbrettchen so natürlich wie Marmor gemalt, daß es, als ich's ins Wasser warf, sofort untersank wie ächter Marmor. — Der zweite: Ach, was will das sagen: Als ich gestern an die Staffelei, worauf eine „Polarlandschaft“ steht, das Thermometer hängte, fiel dasselbe sogleich auf zwanzig Grad Reaumur unter Null. — Der dritte: Das ist noch gar nichts! Mein letztes Portrait des Baron Puffski ist so lebenswahr, daß es alle Wochen zwei Mal rasiert werden muß. —

Nach Allem, was ich gesagt habe, darf ich wohl ein wenig hoffen, daß Sie meiner Behauptung zustimmen werden, daß auch auf diesem wohl nur seltener betretenem Gebiete sich offenbart, welch' scharfschneidigen Verstand und welch' üppigblühende Phantasie das deutsche Volk besitzt. Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten werden scharfsinnig aufgefunden und von der Phantasie mit bunten Farben geschmückt. Ja, die Germanen sind ein hoch bevorzugter Volksstamm der gesammten Menschheit. Wir, die Germanen, haben einst dem mittleren und westlichen Europa, ja zum Theil auch dem südlichen, Gesetze gegeben und germanischen Geist aufgeprägt. Auch in der neuen Welt herrscht am kräftigsten die germanische Art. Wir Germanen haben aus dem Christenthum störende jüdische Elemente entfernt, und dasselbe in einer geistigen und Gemüthstiefe aufgefaßt, wie kein zweites Volk der Erde. Uns, uns verdanken die Frauen ihre hohe, ehrenvolle Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, wie wir das aus köstlichen Worten des großen Tacitus beweisen können, während im ganzen Alterthum mehr oder minder, und im Orient noch heute, die Frauen eine entwürdigende Stellung einnehmen.

Und wie das Volk, so seine Sprache. Die Sprache ist ja die Trägerin des gesammten geistigen Lebens eines Volkes. Die deutsche Sprache ist wurzelächt. Drum läßt sie bald markige Eichen und thurmhohe Tannen emporwachsen, bald neckische, liebliche, wunderliche Blumen, Rittersporn und Löwenmaul, Feuerlilien und Sonnenblumen, und dazwischen lauschend verborgene stille deutsche Veilchen. Und der alte ächt deutsche Schalk, wie er sich im Till Eulenspiegel und im Münchhausen offenbart, treibt auch heut noch bei uns sein neckisches Spiel, wie hoffentlich meine Darstellung gezeigt hat. Scharfer Verstand und blühende Phantasie arbeiten um die Wette und suchen sich in seltsamen Gebilden zu überbieten. Und da ist Alles so körnig und kernig, so ächt deutsch, fern von jeder elenden Ausländerei, Alles von edler Klarheit und Wahrheit, von kräftiger Gesundheit und frischer Lebensfreudigkeit, daß man wohl immer von Neuem bitten darf: haben Sie unsere herrliche deutsche Sprache ein wenig lieb! —

Sprachliche Verhüllungen.

Schon mehrmals hab ich die Ehre gehabt, in diesem wissenschaftlichen Vereine reden zu dürfen. In einem früheren Vortrage, den ich hier hielt, sprach ich — außer der Beibringung sehr zahlreicher drolliger Spitznamen von Menschen und Dingen — ganz besonders über deutsche Freude an ungeheuerlichen Gleichnißreden. Solche Kraftausdrücke in ihren riesigen Uebertreibungen, die oft bis an die Unmöglichkeit grenzen, zeigen viel Ueberraschendes und Urkomisches. Heute möchte ich Ihren Blick gern einmal auf das gerade Gegentheil richten, also auf Verhüllungen und Abschwächungen, auf verblümte Redewendungen.

Damit aber dieser Gegensatz desto besser erkannt werde, lassen Sie mich zuvörderst erst noch einige solcher ungeheuerlichen Gleichnißreden oder Kraftausdrücke Ihnen vorführen. Ich wähle solche, die ich damals noch nicht gebracht habe.

Ein Unteroffizier sagt zu einem Rekruten: Schulze, mein Süßer, für Sie wüßt ich auch was Besseres als Soldat mimen. Gehen Sie nach Hinterindien und stellen Sie sich da einem beliebigen kinderlosen Rhinozeros vor; mein Wort darauf: es nimmt Sie auf der Stelle an Kindes Statt an. — Ein Gärtner macht mit seinen Sämereien eine Handelsreise, über den Rhein, läßt aber unterwegs im Schwarzwald einen Kern von der Mohrrübe (daucus carota) fallen. Als er nach Monaten zurückkam, war eine so große Rübe daraus gewachsen, daß er zwei Ochsen damit mästen

konnte; und diese hatten während der Fütterung so große Hörner bekommen, daß, wenn man zu Martini (11. November) hineinblies, der Ton erst zu Georgi herauskam (23. April, also nach $5\frac{1}{2}$ Monat). — Endlich: Jemand schildert eine neu gekaufte Uhr, die sehr vorgeht: Von dem Tage an begann meine Uhr zu laufen, schneller und schneller, Tag für Tag. Innerhalb einer Woche gerieth sie in ein wahres Fieber, ihr Puls stieg auf 150 Grad im Schatten. Noch ehe zwei Monate zu Ende waren, hatte sie alle Uhren der Stadt weit hinter sich gelassen, und war vierzehn und einen halben Tag vor dem Kalender voraus. Noch hing das bunte Oktoberlaub an den Bäumen, und sie tummelte sich schon mitten im Novemberschnee. Die Zahltage für die Hausmiethe, für alle fälligen Rechnungen und sonstigen Schulden kamen in so wahnsinniger Hast näher, daß ich schier in Verzweiflung gerieth. —

Sie sehen, daß derartige ungeheuerliche Kraftausdrücke etwas Fremdartiges, geradezu Verblüffendes in sich tragen. Ihre Uebertreibungen (Hyperbeln) sind so dick und grob, daß man sie so zu sagen mit den Fäusten fühlen kann. Heute aber, wo wir unsre Blicke gerade auf den Gegensatz richten wollen, werden wir auch in diesem Stücke immer das Gegentheil wahrnehmen, also Verhülltes, Verblümtes; und es gehört oft ein bischen feiner Verstand dazu, um den verborgenen inneren Kern herauszuschälen, und den Scherz, die Spitze, den Witz herauszuerkennen. Und der beste, ja der einzige Weg, um das zu zeigen, wird der sein, daß ich möglichst viele Beispiele bringe. Zuerst ein Beispiel aus meiner eigenen Lebenserfahrung. Als ich meine akademischen Studien auf der Universität Halle vollendet hatte, meldete ich mich bei dem mir wohlwollenden Dekan vor nun bald sechzig Jahren zur Prüfung. Ja, sagte er, ich würde Sie gern sogleich annehmen; aber das geht nicht so leicht. Sie müssen erst purifizirt werden. Auf mein verwundertes Wort und Gesicht fuhr er fort und erzählte: Unlängst meldete sich ein junger Mann, dessen Tüchtigkeit ich kannte, zum Examen. Ich schrieb seinetwegen nach Berlin, daß er purifizirt würde, und erhielt die Antwort, er dürfe nicht zugelassen werden, weil er sich von dem Verdachte der Hinneigung

zu einer verbotenen Verbindung nicht ganz habe frei machen können. — Es war damals die Zeit der sogenannten Demagogenriecherei, in welcher alle studentischen Verbindungen schlechthin verboten waren. Nun beachten Sie wohl: Der Unglücksmensch hatte nicht Theil an ihnen genommen, aber vielleicht hatte er ein wenig Hinneigung gezeigt. Aber auch das nicht einmal: er stand ja nur im Verdachte der Hinneigung. Und selbst von diesem Verdachte war er zum größten Theile frei, er hatte sich nur nicht ganz frei machen können. — Und doch war der Arme strafbar und wurde zurückgewiesen. Wenn man diesen amtlichen Bescheid betrachtet: wo bleibt da die Homöopathie mit ihren millionenstel Verdünnungen! Der Kern der ganzen Verfügung schrumpft zu einer elenden Null zusammen. —

Ein Beispiel aus unsern Tagen. Der Professor Lujo Brentano hatte in öffentlichen Vorträgen, sogar im Landeskulturrath in Dresden Ansichten ausgesprochen, durch welche die deutsche Landwirthschaft meinte zu Grunde gerichtet zu werden; sofern er Deutschland zu einem Industriestaat machen wollte. Die Landwirthe Sachsens (die Agrarier) protestirten lebhaft beim Kultusminister, und baten ausdrücklich, „daß einem solchen Professor, welcher derartige offenbare Irrthümer vorträgt, der Abgang von der Universität Leipzig thunlichst erleichtert werden möchte.“ — Fein verhüllend ausgedrückt, da sie doch nicht sagen mochten, man möge ihn absetzen oder fortjagen. — Es sei mir um der Sache willen gestattet, hier einige Sätze aus dem Bilderschmuck anzuführen.

An einem Beispiele aus früherer Zeit kann ich Ihnen zeigen, wie unsre Voreltern einen einzigen Gegenstand durch mannigfache Verhüllungen zu umschreiben wußten. Erschrecken Sie nicht, wenn ich den Galgen nenne. Dieser spielte ja in früherer Zeit noch bis in unser jetziges Jahrhundert hinein eine so wichtige Rolle, daß er eine ganz gewöhnliche Zier und der Stolz unendlich vieler Städte in unserm Vaterlande war. Denn der Galgen ward als das sichtbare Zeichen der höchsten Gerichtsbarkeit für einen höchst wichtigen Besitz von den Gemeinden angesehen. Ich selbst habe noch ums Jahr 1840 in Magdeburg innerhalb der

Eiffelthurm-Aspiranten; und erzählt von ihm: Er hieß Kiekebusch und war aus Dramburg. Wenn er gegessen hatte und aufstand, so dauerte es immer beinah fünf Minuten, bis er ganz oben war. — Zu einem Kellner, der ihm schlechten Wein gebracht, sagt er: Hören Sie, der Wein schmeckt gerade so, als ob ein Igel durch meine Gurgel Parademarsch machen wollte. — Ja sogar eine zarte Frau schrickt vor einem Kraftausdruck nicht zurück, wenn sie im Zorn über ihren Gatten ausruft: So einen Mann, wie meinen Mann, kriegt man in jedem Spielwaarenladen die ganze Schachtel voll für vierzig Pfennig. —

Ein trockenes Buch wird in folgender Weise geschildert:

1) Es ist so trocken, daß ein Mann, der es einen Tag lang bei sich trug, einen trockenen Husten bekam, den er seitdem nicht wieder los geworden ist. 2) Ein Gärtner wickelte eine Wassermelone in einen Bogen dieses Buches, und als er sie aufschnitt, war sie so dürr wie ein getrockneter Mohnkopf. 3) Wenn man über eine frisch gemähte Wiese geht und ein Kapitel aus diesem Buche laut liest, so dörrt sich das frische Gras sogleich zu Heu. 4) Es ward eine Weintraube in Blätter dieses Buches gewickelt und in einer Minute war sie zu Rosinen geworden. 5) Eine Viehmagd, welche die Kühe zu melken hatte, hatte nur den Titel gelesen; von Stund an gaben die Kühe lange Zeit keine Milch mehr. —

Ich muß abbrechen, soviel überraschende derartige Gleichnißreden ich auch noch mittheilen könnte. Aber ich fürchte, ich bekäme statt der Worte: das ist zu toll! vielleicht zu hören: das bringt ja eine saure Gurke ums Leben! Nur noch als Letztes eine kurze Unterredung und Uebertreibung zwischen drei Malern. Der erste erzählt: Da hab ich neulich ein dünnes Tannenbrettchen so natürlich wie Marmor gemalt, daß es, als ich's ins Wasser warf, sofort untersank wie ächter Marmor. — Der zweite: Ach, was will das sagen: Als ich gestern an die Staffelei, worauf eine „Polarlandschaft" steht, das Thermometer hängte, fiel dasselbe sogleich auf zwanzig Grad Reaumur unter Null. — Der dritte: Das ist noch gar nichts! Mein letztes Portrait des Baron Puffski ist so lebenswahr, daß es alle Wochen zwei Mal rasiert werden muß. —

Nach Allem, was ich gesagt habe, darf ich wohl ein wenig hoffen, daß Sie meiner Behauptung zustimmen werden, daß auch auf diesem wohl nur seltener betretenem Gebiete sich offenbart, welch' scharfschneidigen Verstand und welch' üppigblühende Phantasie das deutsche Volk besitzt. Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten werden scharfsinnig aufgefunden und von der Phantasie mit bunten Farben geschmückt. Ja, die Germanen sind ein hoch bevorzugter Volksstamm der gesammten Menschheit. Wir, die Germanen, haben einst dem mittleren und westlichen Europa, ja zum Theil auch dem südlichen, Gesetze gegeben und germanischen Geist aufgeprägt. Auch in der neuen Welt herrscht am kräftigsten die germanische Art. Wir Germanen haben aus dem Christenthum störende jüdische Elemente entfernt, und dasselbe in einer geistigen und Gemüthstiefe aufgefaßt, wie kein zweites Volk der Erde. Uns, uns verdanken die Frauen ihre hohe, ehrenvolle Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, wie wir das aus köstlichen Worten des großen Tacitus beweisen können, während im ganzen Alterthum mehr oder minder, und im Orient noch heute, die Frauen eine entwürdigende Stellung einnehmen.

Und wie das Volk, so seine Sprache. Die Sprache ist ja die Trägerin des gesammten geistigen Lebens eines Volkes. Die deutsche Sprache ist wurzelächt. Drum läßt sie bald markige Eichen und thurmhohe Tannen emporwachsen, bald neckische, liebliche, wunderliche Blumen, Rittersporn und Löwenmaul, Feuerlilien und Sonnenblumen, und dazwischen lauschend verborgene stille deutsche Veilchen. Und der alte ächt deutsche Schalk, wie er sich im Till Eulenspiegel und im Münchhausen offenbart, treibt auch heut noch bei uns sein neckisches Spiel, wie hoffentlich meine Darstellung gezeigt hat. Scharfer Verstand und blühende Phantasie arbeiten um die Wette und suchen sich in seltsamen Gebilden zu überbieten. Und da ist Alles so körnig und kernig, so ächt deutsch, fern von jeder elenden Ausländerei, Alles von edler Klarheit und Wahrheit, von kräftiger Gesundheit und frischer Lebensfreudigkeit, daß man wohl immer von Neuem bitten darf: haben Sie unsere herrliche deutsche Sprache ein wenig lieb! —

Sprachliche Verhüllungen.

Schon mehrmals hab ich die Ehre gehabt, in diesem wissenschaftlichen Vereine reden zu dürfen. In einem früheren Vortrage, den ich hier hielt, sprach ich — außer der Beibringung sehr zahlreicher drolliger Spitznamen von Menschen und Dingen — ganz besonders über deutsche Freude an ungeheuerlichen Gleichnißreden. Solche Kraftausdrücke in ihren riesigen Uebertreibungen, die oft bis an die Unmöglichkeit grenzen, zeigen viel Ueberraschendes und Urkomisches. Heute möchte ich Ihren Blick gern einmal auf das gerade Gegentheil richten, also auf Verhüllungen und Abschwächungen, auf verblümte Redewendungen.

Damit aber dieser Gegensatz desto besser erkannt werde, lassen Sie mich zuvörderst erst noch einige solcher ungeheuerlichen Gleichnißreden oder Kraftausdrücke Ihnen vorführen. Ich wähle solche, die ich damals noch nicht gebracht habe.

Ein Unteroffizier sagt zu einem Rekruten: Schulze, mein Süßer, für Sie wüßt ich auch was Besseres als Soldat mimen. Gehen Sie nach Hinterindien und stellen Sie sich da einem beliebigen kinderlosen Rhinozeros vor; mein Wort darauf: es nimmt Sie auf der Stelle an Kindes Statt an. — Ein Gärtner macht mit seinen Sämereien eine Handelsreise, über den Rhein, läßt aber unterwegs im Schwarzwald einen Kern von der Mohrrübe (daucus carota) fallen. Als er nach Monaten zurückkam, war eine so große Rübe daraus gewachsen, daß er zwei Ochsen damit mästen

konnte; und diese hatten während der Fütterung so große Hörner bekommen, daß, wenn man zu Martini (11. November) hineinblies, der Ton erst zu Georgi herauskam (23. April, also nach 5½ Monat). — Endlich: Jemand schildert eine neu gekaufte Uhr, die sehr vorgeht: Von dem Tage an begann meine Uhr zu laufen, schneller und schneller, Tag für Tag. Innerhalb einer Woche gerieth sie in ein wahres Fieber, ihr Puls stieg auf 150 Grad im Schatten. Noch ehe zwei Monate zu Ende waren, hatte sie alle Uhren der Stadt weit hinter sich gelassen, und war vierzehn und einen halben Tag vor dem Kalender voraus. Noch hing das bunte Oktoberlaub an den Bäumen, und sie tummelte sich schon mitten im Novemberschnee. Die Zahltage für die Hausmiethe, für alle fälligen Rechnungen und sonstigen Schulden kamen in so wahnsinniger Hast näher, daß ich schier in Verzweiflung gerieth. —

Sie sehen, daß derartige ungeheuerliche Kraftausdrücke etwas Fremdartiges, geradezu Verblüffendes in sich tragen. Ihre Uebertreibungen (Hyperbeln) sind so dick und grob, daß man sie so zu sagen mit den Fäusten fühlen kann. Heute aber, wo wir unsre Blicke gerade auf den Gegensatz richten wollen, werden wir auch in diesem Stücke immer das Gegentheil wahrnehmen, also Verhülltes, Verblümtes; und es gehört oft ein bischen feiner Verstand dazu, um den verborgenen inneren Kern herauszuschälen, und den Scherz, die Spitze, den Witz herauszuerkennen. Und der beste, ja der einzige Weg, um das zu zeigen, wird der sein, daß ich möglichst viele Beispiele bringe. Zuerst ein Beispiel aus meiner eigenen Lebenserfahrung. Als ich meine akademischen Studien auf der Universität Halle vollendet hatte, meldete ich mich bei dem mir wohlwollenden Dekan vor nun bald sechzig Jahren zur Prüfung. Ja, sagte er, ich würde Sie gern sogleich annehmen; aber das geht nicht so leicht. Sie müssen erst purifizirt werden. Auf mein verwundertes Wort und Gesicht fuhr er fort und erzählte: Unlängst meldete sich ein junger Mann, dessen Tüchtigkeit ich kannte, zum Examen. Ich schrieb seinetwegen nach Berlin, daß er purifizirt würde, und erhielt die Antwort, er dürfe nicht zugelassen werden, weil er sich von dem Verdachte der Hinneigung

zu einer verbotenen Verbindung nicht ganz habe frei machen können. — Es war damals die Zeit der sogenannten Demagogenriecherei, in welcher alle studentischen Verbindungen schlechthin verboten waren. Nun beachten Sie wohl: Der Unglücksmensch hatte nicht Theil an ihnen genommen, aber vielleicht hatte er ein wenig Hinneigung gezeigt. Aber auch das nicht einmal: er stand ja nur im Verdachte der Hinneigung. Und selbst von diesem Verdachte war er zum größten Theile frei, er hatte sich nur nicht ganz frei machen können. — Und doch war der Arme strafbar und wurde zurückgewiesen. Wenn man diesen amtlichen Bescheid betrachtet: wo bleibt da die Homöopathie mit ihren millionenstel Verdünnungen! Der Kern der ganzen Verfügung schrumpft zu einer elenden Null zusammen. —

Ein Beispiel aus unsern Tagen. Der Professor Lujo Brentano hatte in öffentlichen Vorträgen, sogar im Landeskulturrath in Dresden Ansichten ausgesprochen, durch welche die deutsche Landwirthschaft meinte zu Grunde gerichtet zu werden; sofern er Deutschland zu einem Industriestaat machen wollte. Die Landwirthe Sachsens (die Agrarier) protestirten lebhaft beim Kultusminister, und baten ausdrücklich, „daß einem solchen Professor, welcher derartige offenbare Irrthümer vorträgt, der Abgang von der Universität Leipzig thunlichst erleichtert werden möchte.“ — Fein verhüllend ausgedrückt, da sie doch nicht sagen mochten, man möge ihn absetzen oder fortjagen. — Es sei mir um der Sache willen gestattet, hier einige Sätze aus dem Bilderschmuck anzuführen.

An einem Beispiele aus früherer Zeit kann ich Ihnen zeigen, wie unsre Voreltern einen einzigen Gegenstand durch mannigfache Verhüllungen zu umschreiben wußten. Erschrecken Sie nicht, wenn ich den Galgen nenne. Dieser spielte ja in früherer Zeit noch bis in unser jetziges Jahrhundert hinein eine so wichtige Rolle, daß er eine ganz gewöhnliche Zier und der Stolz unendlich vieler Städte in unserm Vaterlande war. Denn der Galgen ward als das sichtbare Zeichen der höchsten Gerichtsbarkeit für einen höchst wichtigen Besitz von den Gemeinden angesehen. Ich selbst habe noch ums Jahr 1840 in Magdeburg innerhalb der

Festungswerke dicht neben der Heerstraße einen Galgen gesehen mit vier Bildern der in effigie Gehängten. — Diese doch immerhin entsetzliche Hinrichtung hat unser Volk durch schauderhaft bittere Witzworte in grausamem Scherz in das Gebiet des Humors gezogen. Es ist das, wie Dr. Hildebrand einmal sagt, „ein rechtes Stück vom Kriegs- und Siegshumor unsrer Vorfahren". — Also: er muß fliegen lernen. Er muß den hanfenen Gaul reiten. Er muß auf einem hänfen Pferd zum Himmel reiten. Er reitet den dürren Baum. Er stirbt am Hanf. Er ißt eine Hanfsuppe. Er ersäuft am grünen Baum im Hanf. Er erwürgt an einer hänfenen Holzbirne. Er wird mit einem hänfenen Kragen verziert. Er bekommt ein hänfen Halsband. Er muß in ein hänfenes Schnupftuch niesen. Er wird zu einer hänfnen Bratwurst zu Gaste gerufen. Er muß durch ein hänfnes Fenster sehen, oder durch einen Ring kucken. Er wird mit der Hanfbraut getraut. Er wird mit des Seilers Tochter copulirt. Er wird mit Jungfer Strick Hochzeit halten, mit Jungfer Hänfin Hochzeit machen, mit Jungfer Hänfin einen lustigen Sprung von der Leiter thun. Er hängt an der Herberge „zu den drei Säulen" als Bierzeichen aus. Er wird mit einem Spieß erschossen, daran man die Kühe bindet. Er geht mit den vier Winden zu Tanze. Er wird mit einem weißen Kragen geziert. Er wird des Henkers Tauben (d. h. den Krähen) zum Futter vorgeworfen. Er wird zum Lufttrocknen aufgehängt. Ich war, sagt Roller in Schillers Räubern, nur drei Schritt von der Sakerments-Leiter, auf der ich in Abrahams Schooß steigen sollte. — Er hat Kaiser Friedrichs heilige Gerechtigkeit verdient. Er ist zum Klöppel in einer Feldglocke geworden. Er wird als Schwengel in der Feldglocke gebraucht. Er ist zum Feldbischof erhöht und gibt den vorbeigehenden Leuten mit den Füßen den Segen. — Drum heißt es in Schillers Räubern: hüte dich vor dem dreibeinigen Thiere! — Ist es nicht wunderbar, daß unser Volk über diesen Einen Gegenstand ein halbes Schock witzige, freilich spöttisch derbe verhüllende Redensarten gefunden hat, die doch jedenfalls von feiner Beobachtung und großer Phantasie Zeugniß ablegen. — Bei den alten Griechen findet sich zuweilen eine ähnliche verhüllende Redeweise. Im

Augenblicke erinnere ich mich nur Eines Beispiels bei Homer. Im 3. Buch der Ilias (57) schilt Hektor mit schmähenden Worten den Paris, weil er feige vor Menelaos geflohen sei und schließt mit dem Worte: Du verdientest, daß du mit einem steinernen Rock bekleidet würdest d. h. du müßtest von Rechtswegen gesteinigt werden. — Auch dürfen wir wohl hieher rechnen, wenn in römischen Lustspielen ein Dieb ein Mensch von drei Buchstaben, homo trium literarum, vom lateinischen fur, genannt wird. —

Eine schwache Vorstufe zum Galgen ist das Geprügeltwerden. Wollte ich jedoch alle die verblümten Ausdrücke vorführen, so dürften deren hundert bei Weitem nicht reichen. Ich treffe deswegen eine Auswahl und nenne nur wenige originelle. Sagt man: ich will dir ungebrannte Asche zu kosten geben, so ist der hölzerne Stock gemeint. — Jemanden mit dem hagebüchenen Pinsel blau anstreichen deutet auf die Werkstatt des Malers hin. — Du bekommst 25 Paragraphen mit dem schlehdornen Gesetzgeber aufbenöthigt, geht auf das kriminalgerichtliche Verfahren. — Ich will dir einen Fünfthalerschein (jetzt würden wir sagen: Fünfmarkschein) zu wechseln geben, bedeutet eine Backpfeife mit fünf Fingern. Aehnlich: ich will dich mit Fünffingerkraut salben. — Auf das Doppelte geht es, wenn man sagt: alle zehn Gebote zieh ich dir durch die Visage, oder: Ich schreibe dir die zehn Gebote ins Gesicht. — Man drohet: Es giebt langen Hafer. Das Pferd, das eigentlich Hafer bekommen sollte, kriegt statt dessen die lange Peitsche. — Andere Drohungen: Nun numerir dir man deine Knochen, laß sie dann zusammenfegen, dann kannst du sie im Schnupftuch nach Hause tragen. Oder: besorg Dir man einen Sack, daß du deine Knochen nach Hause tragen kannst. — Stoß dich nicht an Faustens Ecke; denn da gibt es blaue Flecke, heißt es, wenn Einem die geballte Faust vor die Nase gehalten wird. (Wo jetzt die Colonnaden in der Königsstraße sind, lag vor Jahrzehnten Faust's Wintergarten.) — Wenn man drohend den Arm hochhebt: Du, jetzt giebt es was aus der Armenkasse. — Hast wohl lange kein Berliner Roth gesehen (d. h. Blut)? — Sollst ein hölzernes Trinkgeld bekommen. — Ich will dir den Rücken mit hölzernem Balsam einreiben. Ich will dir mit der

Eiffelthurm-Aspiranten; und erzählt von ihm: Er hieß Kiekebusch und war aus Dramburg. Wenn er gegessen hatte und aufstand, so dauerte es immer beinah fünf Minuten, bis er ganz oben war. — Zu einem Kellner, der ihm schlechten Wein gebracht, sagt er: Hören Sie, der Wein schmeckt gerade so, als ob ein Igel durch meine Gurgel Parademarsch machen wollte. — Ja sogar eine zarte Frau schrickt vor einem Kraftausdruck nicht zurück, wenn sie im Zorn über ihren Gatten ausruft: So einen Mann, wie meinen Mann, kriegt man in jedem Spielwaarenladen die ganze Schachtel voll für vierzig Pfennig. —

Ein trockenes Buch wird in folgender Weise geschildert:

1) Es ist so trocken, daß ein Mann, der es einen Tag lang bei sich trug, einen trockenen Husten bekam, den er seitdem nicht wieder los geworden ist. 2) Ein Gärtner wickelte eine Wassermelone in einen Bogen dieses Buches, und als er sie aufschnitt, war sie so dürr wie ein getrockneter Mohnkopf. 3) Wenn man über eine frisch gemähte Wiese geht und ein Kapitel aus diesem Buche laut liest, so dörrt sich das frische Gras sogleich zu Heu. 4) Es ward eine Weintraube in Blätter dieses Buches gewickelt und in einer Minute war sie zu Rosinen geworden. 5) Eine Viehmagd, welche die Kühe zu melken hatte, hatte nur den Titel gelesen; von Stund an gaben die Kühe lange Zeit keine Milch mehr. —

Ich muß abbrechen, soviel überraschende derartige Gleichnißreden ich auch noch mittheilen könnte. Aber ich fürchte, ich bekäme statt der Worte: das ist zu toll! vielleicht zu hören: das bringt ja eine saure Gurke ums Leben! Nur noch als Letztes eine kurze Unterredung und Uebertreibung zwischen drei Malern. Der erste erzählt: Da hab ich neulich ein dünnes Tannenbrettchen so natürlich wie Marmor gemalt, daß es, als ich's ins Wasser warf, sofort untersank wie ächter Marmor. — Der zweite: Ach, was will das sagen: Als ich gestern an die Staffelei, worauf eine „Polarlandschaft“ steht, das Thermometer hängte, fiel dasselbe sogleich auf zwanzig Grad Reaumur unter Null. — Der dritte: Das ist noch gar nichts! Mein letztes Portrait des Baron Puffski ist so lebenswahr, daß es alle Wochen zwei Mal rasiert werden muß. —

Nach Allem, was ich gesagt habe, darf ich wohl ein wenig hoffen, daß Sie meiner Behauptung zustimmen werden, daß auch auf diesem wohl nur seltener betretenem Gebiete sich offenbart, welch' scharfschneidigen Verstand und welch' üppigblühende Phantasie das deutsche Volk besitzt. Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten werden scharfsinnig aufgefunden und von der Phantasie mit bunten Farben geschmückt. Ja, die Germanen sind ein hoch bevorzugter Volksstamm der gesammten Menschheit. Wir, die Germanen, haben einst dem mittleren und westlichen Europa, ja zum Theil auch dem südlichen, Gesetze gegeben und germanischen Geist aufgeprägt. Auch in der neuen Welt herrscht am kräftigsten die germanische Art. Wir Germanen haben aus dem Christenthum störende jüdische Elemente entfernt, und dasselbe in einer geistigen und Gemüthstiefe aufgefaßt, wie kein zweites Volk der Erde. Uns, uns verdanken die Frauen ihre hohe, ehrenvolle Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, wie wir das aus köstlichen Worten des großen Tacitus beweisen können, während im ganzen Alterthum mehr oder minder, und im Orient noch heute, die Frauen eine entwürdigende Stellung einnehmen.

Und wie das Volk, so seine Sprache. Die Sprache ist ja die Trägerin des gesammten geistigen Lebens eines Volkes. Die deutsche Sprache ist wurzelächt. Drum läßt sie bald markige Eichen und thurmhohe Tannen emporwachsen, bald neckische, liebliche, wunderliche Blumen, Rittersporn und Löwenmaul, Feuerlilien und Sonnenblumen, und dazwischen lauschend verborgene stille deutsche Veilchen. Und der alte ächt deutsche Schalk, wie er sich im Till Eulenspiegel und im Münchhausen offenbart, treibt auch heut noch bei uns sein neckisches Spiel, wie hoffentlich meine Darstellung gezeigt hat. Scharfer Verstand und blühende Phantasie arbeiten um die Wette und suchen sich in seltsamen Gebilden zu überbieten. Und da ist Alles so körnig und kernig, so ächt deutsch, fern von jeder elenden Ausländerei, Alles von edler Klarheit und Wahrheit, von kräftiger Gesundheit und frischer Lebensfreudigkeit, daß man wohl immer von Neuem bitten darf: haben Sie unsere herrliche deutsche Sprache ein wenig lieb! —

Sprachliche Verhüllungen.

Schon mehrmals hab ich die Ehre gehabt, in diesem wissenschaftlichen Vereine reden zu dürfen. In einem früheren Vortrage, den ich hier hielt, sprach ich — außer der Beibringung sehr zahlreicher drolliger Spitznamen von Menschen und Dingen — ganz besonders über deutsche Freude an ungeheuerlichen Gleichnißreden. Solche Kraftausdrücke in ihren riesigen Uebertreibungen, die oft bis an die Unmöglichkeit grenzen, zeigen viel Ueberraschendes und Urkomisches. Heute möchte ich Ihren Blick gern einmal auf das gerade Gegentheil richten, also auf Verhüllungen und Abschwächungen, auf verblümte Redewendungen.

Damit aber dieser Gegensatz desto besser erkannt werde, lassen Sie mich zuvörderst erst noch einige solcher ungeheuerlichen Gleichnißreden oder Kraftausdrücke Ihnen vorführen. Ich wähle solche, die ich damals noch nicht gebracht habe.

Ein Unteroffizier sagt zu einem Rekruten: Schulze, mein Süßer, für Sie wüßt ich auch was Besseres als Soldat mimen. Gehen Sie nach Hinterindien und stellen Sie sich da einem beliebigen kinderlosen Rhinozeros vor; mein Wort darauf: es nimmt Sie auf der Stelle an Kindes Statt an. — Ein Gärtner macht mit seinen Sämereien eine Handelsreise, über den Rhein, läßt aber unterwegs im Schwarzwald einen Kern von der Mohrrübe (daucus carota) fallen. Als er nach Monaten zurückkam, war eine so große Rübe daraus gewachsen, daß er zwei Ochsen damit mästen

konnte; und diese hatten während der Fütterung so große Hörner bekommen, daß, wenn man zu Martini (11. November) hineinblies, der Ton erst zu Georgi herauskam (23. April, also nach 5½ Monat). — Endlich: Jemand schildert eine neu gekaufte Uhr, die sehr vorgeht: Von dem Tage an begann meine Uhr zu laufen, schneller und schneller, Tag für Tag. Innerhalb einer Woche gerieth sie in ein wahres Fieber, ihr Puls stieg auf 150 Grad im Schatten. Noch ehe zwei Monate zu Ende waren, hatte sie alle Uhren der Stadt weit hinter sich gelassen, und war vierzehn und einen halben Tag vor dem Kalender voraus. Noch hing das bunte Oktoberlaub an den Bäumen, und sie tummelte sich schon mitten im Novemberschnee. Die Zahltage für die Hausmiethe, für alle fälligen Rechnungen und sonstigen Schulden kamen in so wahnsinniger Hast näher, daß ich schier in Verzweiflung gerieth. —

Sie sehen, daß derartige ungeheuerliche Kraftausdrücke etwas Fremdartiges, geradezu Verblüffendes in sich tragen. Ihre Uebertreibungen (Hyperbeln) sind so dick und grob, daß man sie so zu sagen mit den Fäusten fühlen kann. Heute aber, wo wir unsre Blicke gerade auf den Gegensatz richten wollen, werden wir auch in diesem Stücke immer das Gegentheil wahrnehmen, also Verhülltes, Verblümtes; und es gehört oft ein bischen feiner Verstand dazu, um den verborgenen inneren Kern herauszuschälen, und den Scherz, die Spitze, den Witz herauszuerkennen. Und der beste, ja der einzige Weg, um das zu zeigen, wird der sein, daß ich möglichst viele Beispiele bringe. Zuerst ein Beispiel aus meiner eigenen Lebenserfahrung. Als ich meine akademischen Studien auf der Universität Halle vollendet hatte, meldete ich mich bei dem mir wohlwollenden Dekan vor nun bald sechzig Jahren zur Prüfung. Ja, sagte er, ich würde Sie gern sogleich annehmen; aber das geht nicht so leicht. Sie müssen erst purifizirt werden. Auf mein verwundertes Wort und Gesicht fuhr er fort und erzählte: Unlängst meldete sich ein junger Mann, dessen Tüchtigkeit ich kannte, zum Examen. Ich schrieb seinetwegen nach Berlin, daß er purifizirt würde, und erhielt die Antwort, er dürfe nicht zugelassen werden, weil er sich von dem Verdachte der Hinneigung

zu einer verbotenen Verbindung nicht ganz habe frei machen können. — Es war damals die Zeit der sogenannten Demagogenriecherei, in welcher alle studentischen Verbindungen schlechthin verboten waren. Nun beachten Sie wohl: Der Unglücksmensch hatte nicht Theil an ihnen genommen, aber vielleicht hatte er ein wenig Hinneigung gezeigt. Aber auch das nicht einmal: er stand ja nur im Verdachte der Hinneigung. Und selbst von diesem Verdachte war er zum größten Theile frei, er hatte sich nur nicht ganz frei machen können. — Und doch war der Arme strafbar und wurde zurückgewiesen. Wenn man diesen amtlichen Bescheid betrachtet: wo bleibt da die Homöopathie mit ihren millionenstel Verdünnungen! Der Kern der ganzen Verfügung schrumpft zu einer elenden Null zusammen. —

Ein Beispiel aus unsern Tagen. Der Professor Lujo Brentano hatte in öffentlichen Vorträgen, sogar im Landeskulturrath in Dresden Ansichten ausgesprochen, durch welche die deutsche Landwirthschaft meinte zu Grunde gerichtet zu werden; sofern er Deutschland zu einem Industriestaat machen wollte. Die Landwirthe Sachsens (die Agrarier) protestirten lebhaft beim Kultusminister, und baten ausdrücklich, „daß einem solchen Professor, welcher derartige offenbare Irrthümer vorträgt, der Abgang von der Universität Leipzig thunlichst erleichtert werden möchte.“ — Fein verhüllend ausgedrückt, da sie doch nicht sagen mochten, man möge ihn absetzen oder fortjagen. — Es sei mir um der Sache willen gestattet, hier einige Sätze aus dem Bilderschmuck anzuführen.

An einem Beispiele aus früherer Zeit kann ich Ihnen zeigen, wie unsre Voreltern einen einzigen Gegenstand durch mannigfache Verhüllungen zu umschreiben wußten. Erschrecken Sie nicht, wenn ich den Galgen nenne. Dieser spielte ja in früherer Zeit noch bis in unser jetziges Jahrhundert hinein eine so wichtige Rolle, daß er eine ganz gewöhnliche Zier und der Stolz unendlich vieler Städte in unserm Vaterlande war. Denn der Galgen ward als das sichtbare Zeichen der höchsten Gerichtsbarkeit für einen höchst wichtigen Besitz von den Gemeinden angesehen. Ich selbst habe noch ums Jahr 1840 in Magdeburg innerhalb der

Festungswerke dicht neben der Heerstraße einen Galgen gesehen mit vier Bildern der in effigie Gehängten. — Diese doch immerhin entsetzliche Hinrichtung hat unser Volk durch schauderhaft bittere Witzworte in grausamem Scherz in das Gebiet des Humors gezogen. Es ist das, wie Dr. Hildebrand einmal sagt, „ein rechtes Stück vom Kriegs- und Siegshumor unsrer Vorfahren“. — Also: er muß fliegen lernen. Er muß den hanfenen Gaul reiten. Er muß auf einem hänfen Pferd zum Himmel reiten. Er reitet den dürren Baum. Er stirbt am Hanf. Er ißt eine Hanfsuppe. Er ersäuft am grünen Baum im Hanf. Er erwürgt an einer hänfenen Holzbirne. Er wird mit einem hänfenen Kragen verziert. Er bekommt ein hänfen Halsband. Er muß in ein hänfenes Schnupftuch niesen. Er wird zu einer hänfnen Bratwurst zu Gaste gerufen. Er muß durch ein hänfnes Fenster sehen, oder durch einen Ring kucken. Er wird mit der Hanfbraut getraut. Er wird mit des Seilers Tochter copulirt. Er wird mit Jungfer Strick Hochzeit halten, mit Jungfer Hänfin Hochzeit machen, mit Jungfer Hänfin einen lustigen Sprung von der Leiter thun. Er hängt an der Herberge „zu den drei Säulen“ als Bierzeichen aus. Er wird mit einem Spieß erschossen, daran man die Kühe bindet. Er geht mit den vier Winden zu Tanze. Er wird mit einem weißen Kragen geziert. Er wird des Henkers Tauben (d. h. den Krähen) zum Futter vorgeworfen. Er wird zum Lufttrocknen aufgehängt. Ich war, sagt Roller in Schillers Räubern, nur drei Schritt von der Sakerments-Leiter, auf der ich in Abrahams Schooß steigen sollte. — Er hat Kaiser Friedrichs heilige Gerechtigkeit verdient. Er ist zum Klöppel in einer Feldglocke geworden. Er wird als Schwengel in der Feldglocke gebraucht. Er ist zum Feldbischof erhöht und gibt den vorbeigehenden Leuten mit den Füßen den Segen. — Drum heißt es in Schillers Räubern: hüte dich vor dem dreibeinigen Thiere! — Ist es nicht wunderbar, daß unser Volk über diesen Einen Gegenstand ein halbes Schock witzige, freilich spöttisch derbe verhüllende Redensarten gefunden hat, die doch jedenfalls von feiner Beobachtung und großer Phantasie Zeugniß ablegen. — Bei den alten Griechen findet sich zuweilen eine ähnliche verhüllende Redeweise. Im

Augenblicke erinnere ich mich nur Eines Beispiels bei Homer. Im 3. Buch der Ilias (57) schilt Hektor mit schmähenden Worten den Paris, weil er feige vor Menelaos geflohen sei und schließt mit dem Worte: Du verdientest, daß du mit einem steinernen Rock bekleidet würdest d. h. du müßtest von Rechtswegen gesteinigt werden. — Auch dürfen wir wohl hieher rechnen, wenn in römischen Lustspielen ein Dieb ein Mensch von drei Buchstaben, homo trium literarum, vom lateinischen fur, genannt wird. —

Eine schwache Vorstufe zum Galgen ist das Geprügeltwerden. Wollte ich jedoch alle die verblümten Ausdrücke vorführen, so dürften deren hundert bei Weitem nicht reichen. Ich treffe deswegen eine Auswahl und nenne nur wenige originelle. Sagt man: ich will dir ungebrannte Asche zu kosten geben, so ist der hölzerne Stock gemeint. — Jemanden mit dem hagebüchenen Pinsel blau anstreichen deutet auf die Werkstatt des Malers hin. — Du bekommst 25 Paragraphen mit dem schlehdornen Gesetzgeber aufbenöthigt, geht auf das kriminalgerichtliche Verfahren. — Ich will dir einen Fünfthalerschein (jetzt würden wir sagen: Fünfmarkschein) zu wechseln geben, bedeutet eine Backpfeife mit fünf Fingern. Aehnlich: ich will dich mit Fünffingerkraut salben. — Auf das Doppelte geht es, wenn man sagt: alle zehn Gebote zieh ich dir durch die Visage, oder: Ich schreibe dir die zehn Gebote ins Gesicht. — Man drohet: Es giebt langen Hafer. Das Pferd, das eigentlich Hafer bekommen sollte, kriegt statt dessen die lange Peitsche. — Andere Drohungen: Nun numerir dir man deine Knochen, laß sie dann zusammenfegen, dann kannst du sie im Schnupftuch nach Hause tragen. Oder: besorg Dir man einen Sack, daß du deine Knochen nach Hause tragen kannst. — Stoß dich nicht an Faustens Ecke; denn da gibt es blaue Flecke, heißt es, wenn Einem die geballte Faust vor die Nase gehalten wird. (Wo jetzt die Colonnaden in der Königsstraße sind, lag vor Jahrzehnten Faust's Wintergarten.) — Wenn man drohend den Arm hochhebt: Du, jetzt giebt es was aus der Armenkasse. — Hast wohl lange kein Berliner Roth gesehen (d. h. Blut)? — Sollst ein hölzernes Trinkgeld bekommen. — Ich will dir den Rücken mit hölzernem Balsam einreiben. Ich will dir mit der

Faust ein Vergißmeinnicht ins Gesicht pflanzen, daß nach vier Wochen noch die Blüthen und Knospen zu sehen sind. — Auf dem Schiffe kommt es vor, daß der Steuermann einem Matrosen etwas gedrehten Hanf auflegt (ihm mit einem Ende Tau Hiebe gibt). — Ich will dir eine gehörige Tröstung angedeihen lassen. Höchst ironisch gesagt; denn Tröster ist eine trostspendende Person, dann ebensolche Sache, z. B. ein Gebetbuch und endlich auch ein Stock zum Prügeln. — Auch das Werkzeug, womit geprügelt wird, hat komisch verhüllende Namen. Der gelbliche Stock aus spanischem Rohr heißt der gelbe Onkel und der spanische Gesandte, der gelbe Friedrich, auch Süßholz eigenes Gewächs, der Kantschu russischer Rath, die bekannte neunschwänzige Katze die Rehpote mit neun Blumen. — Eine gar hübsche Umschreibung. Der Vater griff für seinen ungezogenen Jungen nach dem biegsamen Instrumente, das mit dem Prisma die Eigenthümlichkeit theilt, die verschiedenen Farben hervorzubringen, nur daß bei jenem die Sonne dazu scheinen muß, während bei diesem ein gewaltiger Platzregen [aus den thränenden Augen] niedersaust. —

„Aber — werden Sie sagen — was du bringst, das sind vereinzelte Beispiele aus der Geschichte, oder es sind verbreitete Redensarten, die aus dem Volksgeiste geboren allgemeine Beliebtheit errungen haben. Gibt denn der tägliche Verkehr der Menschen unter einander keinen Anlaß zu dieser Sprechweise und keine Beispiele dazu? —“ Nun, ich bitte nur um ein wenig Geduld. Ich hab's mir gerade zur Aufgabe gesetzt, zu zeigen, daß im Umgang, in den Gesprächen eine ungezählte Fülle solcher Verblümungen von Mund zu Mund schwirren, woraus dann wie von selbst das ehrenvolle Ergebniß sich herausstellen wird, daß das deutsche Volk reich mit der Gabe des Witzes beschenkt ist.

Von vornherein möcht ich aber noch sagen, weil es Abschwächungen und Verhüllungen sind, so liegt der Kern des Witzes, die Pointe, nicht so offenbar zu Tage, wie bei den Kraftausdrücken. Wenn in diesen Grabbe einmal sagt: Ein ordentlicher Mohr muß aussehen wie ein gut gewichster Stiefel; oder ein Durstiger: laßt die Gläser schäumen, als ob es tolle Hunde wären; oder ein Hungriger: mein Magen ist so leer wie

die Welt vor ihrer Erschaffung; so ist dort die Ungeheuerlichkeit des Witzes so zu sagen mit Händen zu greifen. Ganz anders hier bei unsern Verhüllungen. Hier zuckt der Witz wie ein augenblickliches Wetterleuchten über den Gegenstand hin; und wer diesen günstigen Augenblick nicht erfaßt, für den geht eben der Witz verloren. Nun, Beispiele werden das Gesagte klar machen.

Das Geld spielt in der Welt eine große Rolle. Nur ungern pflegt man zu gestehen, daß man Schulden hat; drum beschönigt man es gern durch verhüllendes Wort und Wendung. Jemand frägt: Warum gehst du denn deinem Schneider aus dem Wege? und erhält die Antwort: Ach, weißt du, der ist mir noch die Quittung über zwei Anzüge schuldig. — Wie fein ist das gesagt! Sieht es nicht den Worten nach aus, als ob der Schneider zu zahlen hätte? — Ein Anderer: Mensch, hast du einen feinen Anzug. Was hat denn der gekostet? — Antwort: er kostet noch. — So ist das häßliche Wort: „ich muß ihn bezahlen" umgangen. — Noch schlimmer ist es freilich, wenn ein Strolch die Frage thut: Du, Lude, was kostet dein neues Jacket? — Antwort: Weiß nicht, Junge, als ich es kaufte, war gerade Niemand im Laden. — Jemand schenkt seinem Freunde Wein ein mit den Worten: Ein feiner Tropfen, nicht wahr? und gerade heute bezahlt! — Der Freund: Wetter, das ist also ein sehr alter Wein. — Der säumige Zahler war erkannt. — Man klagt doch nicht gern einen nahen Verwandten der Verschwendung an. Drum spricht ein Oheim, der seinen Neffen aus seinen Mitteln auf dem Gymnasium unterhalten hat: „Seit der Junge auf der Universität ist, hat er sich sehr — zu meinem Nachtheil verändert". Dem Oheim thut es recht weh, daß der Student so viel verbraucht. — Dieser schreibt denn auch einmal an den Oheim: Der Bestand meiner Kasse ist so weit gesunken, daß ich gerade noch einen unfrankirten Brief an dich schicken kann. — Von einem Anderen, der in einem ähnlichen Verhältnisse zu seiner reichen Tante steht, heißt es:

Wer niemals Sorg' und Elend kannte, der sieht's im Leben nur selten ein, daß man in 'ne häßliche alte Tante bis tief in die Tasche verliebt kann sein. (Sonst sagt man auch wohl: verliebt bis über die Ohren). —

Eine bedenkliche Sache ist es auch mit dem Geldborgen, was nicht immer aus reinlicher Quelle fließt. Ein Leutnant sagt zu seinem Kameraden: Wird Ihnen spanisch vorkommen, daß ich kurz vor dem Ersten noch solche Zeche zahlen kann. Der Kamerad: O nein, spanisch nicht, aber hebräisch. — Um nicht von Borgern behelligt zu werden, hatte ein Schlaukopf an seine Thür die Inschrift angebracht: Wer will borgen, der komme morgen. — Kam er am nächsten Tage, so fand er die gleiche Inschrift. — Jemanden an die Wiederbezahlung des Geliehenen mahnen, thut man nicht gern unmittelbar geradezu. Ein Beispiel, wie's Einer auf Umwegen, freilich derbe genug, fertig bringt. A. Glauben Sie an die Seelenwanderung? — B. Ich? nein, und Sie? — A. Ich bin überzeugt davon. — B. So? Was waren Sie denn früher? — A. Ein Esel, und davon ist mir noch ein Stück geblieben. — B. Wieso denn? — A. Als ich Ihnen hundert Mark lieh. — Wie man einer hohen Bezahlung vorbeugen kann, mag uns ein Genesender zeigen, welcher — freilich nicht eben fein — an seinen Arzt die Frage richtet: Glauben Sie, Herr Doktor, kann ein plötzlicher Schreck einen Rückfall meiner Krankheit hervorrufen? — Doktor: Gewiß. — Nun, dann bitte ich Sie, Herr Doktor, in Ihrer Rechnung darauf Rücksicht nehmen zu wollen. — Sehr hübsch aber ist die Frage eines Gastes, dem im Wirthshaus eine gepfefferte Rechnung überreicht wird: Sagen Sie, Kellner, hat nicht Schiller hier übernachtet, als er seine „Räuber" schrieb? — Ein anderer Gast suchte einer hohen Rechnung vorzubeugen, indem er sprach: Kellner, bedenken Sie bei meiner Rechnung, daß ich auf einer Höhe leicht vom Schwindel befallen werde. — Sie sehen, wie sich die Phantasie nicht damit begnügt, überhaupt Aehnlichkeiten zwischen zwei Dingen aufzusuchen, nein, sie findet Aehnlichkeiten, die für das gewöhnliche Auge gar nicht da sind, und bringt sie unter einen gemeinsamen Brennpunkt. So hier: Gasthausrechnung und Trauerspiel von Schiller, Seelenwanderung und hundert Mark.

Wir betreten ein anderes Gebiet. Es ist eine bekannte Schwäche mancher Frauen und Jungfrauen, zumal der sogenannten „älteren Mädchen", daß sie sich gern für jünger ausgeben, als

sie in Wahrheit sind. In den höchsten Ständen findet sich nach meiner Erfahrung diese Schwäche nicht; da geben sie Alle ohne Scheu ihr wahres Lebensalter an. — Ganz besonders ungern scheinen Jene die Brücke zu betreten, welche in das volle zwanzigste und dreißigste Lebensjahr überleitet. Viel hilft ihnen freilich solch Vertuschen und Verheimlichen nicht; denn sie werden leicht durchschaut; und man sagt spottweise: sie ist eine starke Neunzehnerin; sie ist schon mehrere 21 Jahr alt, und: sie ist schon seit mehreren Jahren hoch in den Neunundzwanzigen; und statt zu sagen „sie ist 30 Jahr alt", nimmt man einen Vergleich aus Seereisen und sagt: sie hat die Linie passirt. — Freilich wird solchen Jugendversicherungen wenig Glauben geschenkt. Hat doch sogar der langweilige Cicero vor bald 2000 Jahren nicht unwitzig das verspottet, als eine alte Dame sich für dreißigjährig ausgab, indem er sagte: Das muß wahr sein; denn ich hörte sie dasselbe schon vor zwanzig Jahren versichern. — Ein Anderer weiß seine boshafte Bemerkung in eine scheinbar tröstliche Beruhigung einzukleiden. Als ihm ein älteres Fräulein klagt: Ach, ich bin nun auch schon in den fatalen Dreißigen, sagt er: Na, trösten Sie sich, mein Fräulein, Sie sind ja gleich wieder heraus. — Eine alte Kokette seufzt: Ach, früher waren die Männer doch galanter. Ein Herr erwidert: Ja, früher da waren die Damen auch jünger. —

Schrecklich aber ist es, wenn die ältere Schwester von dem eigenen Bruder ähnlichen Hohn erdulden muß. Sie erzählt ihm: Du, Hans, denk einmal, mich hat eben auf der Straße ein stattlicher Herr verfolgt. Möchte wissen, wer es war. Der Bruder: Das kann doch wohl nur ein Alterthumsforscher gewesen sein. — Ein anderes naseweises Bürschchen von Bruder antwortet auf den gleichen Bericht der Schwester: Du kannst dir immer einige Hoffnung machen; denn, wie ich gehört habe, hält der Herr sich hier in der Gegend auf, um Antiquitäten zu sammeln. — Ein altes eroberungssüchtiges Fräulein begegnet einem Offizier: Was, Sie sind schon Major? Wie die Zeit vergeht! Erinnern Sie sich noch an mich, da ich noch Mädchen war? Sie spielten oft mit mir! — Major: Das war mein Vater. — Fräulein: Nicht doch, Herr Major! — Major: Dann war's mein Großvater! — Das

war boshaft gesagt; noch boshafter ist das Folgende. Sie spricht zu einem Offizier: Ach, das Militär übte von jeher einen Reiz auf mich aus. Schon als kleines Mädchen sah ich gern den militärischen Schießübungen zu. — Offizier: Ja, war denn damals schon das Schießpulver erfunden? — Herr: Um wieviel älter ist denn Ihre Schwester Klara? — Backfisch (von 14 Jahren): Ich weiß nicht! Als sie 25 Jahre alt wurde, war sie 20, und jetzt ist sie 18! Nächstens werden wir Zwillinge sein! —

Eine hübsche Erläuterung zu dem Gesagten finde ich, während ich dies schreibe, in der Täglichen Rundschau 1894 Nr. 109.

Brüderchen und Schwesterchen. Als er auf die Welt kam, war sie zwei Jahr alt und äußerte eine unbändige Freude über das kleine Brüderchen. Als es drei Jahr alt war, war sie bereits fünf Jahre alt und sagte zu dem kleinen Mann: „du, du mußt schön artig sein und mir folgen, denn ich bin die Ältere!“ Und als er das sechste Jahr erreicht hatte, war sie auf ihre acht Jahre nicht wenig stolz, sie ging längst in die Schule und konnte lesen und schreiben. Als er zehn Jahre zählte, freute sie sich, daß sie zwölf alt war und nun bald „Fräulein“ genannt wurde, während er gewiß noch recht lange ein dummer Junge blieb. Mit sechzehn Jahren sah sie den Vierzehnjährigen nur noch über die Schultern an, denn mit sechzehn stellt man schon im Leben was vor — wenn man ein Mädchen ist. Als er das sechzehnte Jahr erreicht hatte, war sie achtzehn, und als er mit achtzehn Jahren die Universität bezog, stand sie schon im 21. Jahre und ließ sich den Hof machen. Mit 24 Jahren kam er zurück und umarmte sein Schwesterchen herzlich, das inzwischen zwei Jahre jünger geworden war. Als er mit 30 Jahren heirathete, war sie 24 Jahre alt und ging als Brautjungfer mit im Hochzeitszuge. Als er 36 Jahre alt war, zählte sie bereits 25 und erzählte Jedem, der es hören wollte: „Mein Bruder hatte mich so lieb, ach so lieb, und trug mich immer herum und schaukelte mich auf seinen Knieen. Er war damals freilich auch schon ein großer, ausgewachsener Bengel!“ —

Sie sehen, der Witz ist eine gar schneidige Waffe, die den verwundbaren Fleck wohl zu treffen weiß. Und wenn er unge-

bührliche Anmaßlichkeit geißelt, wollen wir sagen, er trifft den rechten Fleck. Es kommt aber auch vor, daß der Angegriffene den Stoß parirt, den Stich erwidert und somit den Spieß umkehrt. Das mußte der berühmte französische Lustspieldichter Scribe erfahren. Als ein junger Dichter ihm ein Lustspiel brachte, und ihn bat, er möge doch eine kleine Scene oder auch nur einige Zeilen hineinarbeiten; dann würde die Theaterdirektion das Stück leichter und lieber zur Aufführung bringen; rief Scribe stolz: Es stehet geschrieben: du sollst das Pferd und den Esel nicht zusammenspannen. — Der Andre aber versetzt: Aber wie kommen Sie dazu, mich ein Pferd zu nennen? — Das ist ebenso boshaft wie das Gespräch zwischen einem spanischen General und Bischof, die sich nicht leiden konnten und fort und fort sich mit Reden zu kränken suchten. So frägt der General: Wissen Sie, was der Unterschied zwischen einem Esel und einem Bischof ist? — Als der Bischof es nicht weiß, sagt der General: Der Esel trägt das Kreuz auf dem Rücken, der Bischof vorn auf der Brust. — Wiederum der Bischof: Wissen Sie denn einen Unterschied zwischen General und Esel? — Der General: Nein. — Der Bischof: ich auch nicht! — Es trifft auch hier zu: Die beste Vertheidigung ist der Hieb. — Außerordentlich treffend und schlagfertig war das Wort einer Italienerin, als der General Bonaparte seinen Siegeszug durch Italien hielt, und im Zorn über erfahrene Widersetzlichkeit zu ihr sagt: Ach, alle Italiener sind Räuber und Schelme (birboni): Sie erwidert: non ogni, ma buona parte nicht alle, aber — nun stand es ihm ja frei, zu übersetzen: ein gut Theil, eine Anzahl, oder — seinen eigenen Namen herauszuhören! —

Jetzt wird es auch leicht sein, die Frage zu beantworten: warum greifen wir überhaupt zu derartigen verblümten Reden? In den meisten Fällen würde die Rede, wenn sie unverhüllt wäre, grob sein und flegelhaft. Man will aber die Wahrheit sagen; da diese aber oft recht bitter ist, so hüllt man sie in eine zuckersüße Schale, und mindert dadurch ihre verletzende Kraft. — Zuweilen geschiehts auch, daß man mit Vorbedacht verletzen will; und da greift man zur Verhüllung, weil man weiß, daß ein Nadelstich an einer empfindlichen Stelle oft weher thut als ein

Schlag mit der Hand. — Mitunter ists auch bloße Freude an geistvollem Spiel. Unverblümte Rede würde langweilig sein; drum würzt man sie durch witzigen Ausdruck. — Oder man sucht sich mit Vorsicht aus der Verlegenheit zu ziehen. Der französische König frug Talleyrand nach seiner Meinung über einen Minister. Der schlaue Fürst antwortet: Ich glaube, ein längerer Aufenthalt in der Riviera würde seiner Gesundheit sehr zuträglich sein. — Sie sehen, daß verblümte Reden in allen Lebenslagen und Verhältnissen nicht bloß möglich, sondern auch üblich, ja sogar oft recht zweckdienlich und wohl angebracht sind. —

Ein andres Feld. Wer hätte nicht schon geklagt oder klagen gehört, daß ein Besuch gar kein Ende seines Bleibens finden kann. Er stört in der Arbeit, oder ist so langweilig, als ob sein Verstand mit einer chinesischen Mauer umzingelt oder seine geistige Toilette von Natur aus etwas vernachlässigt wäre. In ungebildeten rohen Kreisen sagt man ihm wohl geradezu, dahin zu gehen, wo der Zimmermann das Loch gelassen (nämlich das Loch, das der Tischler mit der Thür schließt); oder man bittet ihn, die Thür von außen zuzumachen. Es bringts Einer wohl fertig zu sagen: ich bitte mir deine entfernte Gegenwart aus. — An einem Stammtisch hatte ein Mitglied sich sehr unangenehm gemacht; man will ihn gern los sein und gibt ihm den Rath, an dem Platz, den er gewöhnlich inne hatte, eine bleibende Lücke zu lassen. — Ein bischen feiner macht es jener Bräutigam, der mit seiner Braut gern allein sein wollte, aber durch Gegenwart ihres jüngern Bruders an seinen Zärtlichkeiten gehindert wurde. Lieber Schwager in spe, sagt er, wenn du die Absicht oder den Wunsch hast, dich *vor* mir zu entfernen, bitte genir dich nicht und thu dir keinen Zwang an. — Dürft ich mir einen Rath erlauben hinsichtlich empfangenen Besuches, so möcht ich Ihnen meine Auffassung empfehlen: Mir ist *jeder* Besuch angenehm, der eine, wenn er kommt, der andre, wenn er geht. — Beiläufig ein Wort über den hier oft gebrauchten Ausdruck „verblümt.“ Eine verblümte Rede ist ursprünglich eine blumenreiche, eine mit Redeblumen durchflochtene. Auch der Lateiner kennt flores der Rede. Weil nun solche verblümte Rede oft nicht gleich verständlich, sondern

dunkel ist, so ist verblümt jetzt gerade so viel als absichtlich undeutlich, verschleiert. Ebenso: Einem etwas durch die Blume sagen. —

Witzige Verhüllungen können, wie wir sahen, einen sehr scharfen Charakter annehmen; sie stellen das Verkehrte in helles Licht, machen dessen Unverstand und Unberechtigtsein offenbar und vernichten es mit Einem Worte, so daß wir zuerst wohl verblüfft, bald aber befriedigt sind und uns gleichsam unsrer geistigen Gesundheit freuen im Gegensatz zu dem Krankhaften und Gebrechlichen. — Erfreuend aber und erhebend, ich möchte sagen befreiend wirken oftmals harmlose Verhüllungen und Verblümungen. Heinrich Heine kam einst ganz fröhlich aus einem schlechten Conzert und sagte: Ich habe eben acht Groschen verdient; mein Billet hat sechzehn Groschen gekostet und ich habe mich für einen Thaler gelangweilt. Mit diesen Worten hat er sich in der That von dem Druck der jämmerlichen Musik befreit. — Der witzige Professor Kästner befreite einmal rathlose Kollegen von einem Druck, der auf ihrer Seele lastete. Es war nämlich auf der Göttinger Bibliothek eine kostbare Silberstufe gestohlen. „Was machen wir jetzt nur mit dem Futteral? frug der grundgelehrte Heyne in ärgerlicher Verlegenheit; und Kästner hob sofort das Lächerliche dieser Frage hervor durch die Antwort: Stecken Sie die Nase hinein, die Sie vom Curatorium bekommen werden. — Er hatte mit seinem spitzen Witze einen Punkt getroffen, an den Niemand gedacht hatte, und der trübe Himmel klärte sich auf. Man sah sicherlich der Nase mit Gleichmuth entgegen; und wenn sie wirklich kam (was ich nicht weiß), empfing man sie mit Lachen; denn man wußte ja, wo man sie ohne Gefahr bergen konnte. — Einen Augenblick wollen wir noch in Göttingen bleiben. Der durch seine Wetterkunde weit und breit bekannt gewordene Professor Klinkerfuß trank gern und reichlich etwas Gutes. Als ihn einst in der Nacht etliche Studenten sanft ruhend im Rinnstein fanden und ihn hülfreich nach Haus geleiten wollten, sagte er: Meine Herren, glauben Sie nicht, daß ich betrunken bin; ich habe nur Selterwasser getrunken, und da stand auf den Flaschen: liegend aufzubewahren. — Dadurch, daß er eine überraschende

Aehnlichkeit zwischen einer Selterflasche und einem gelehrten Professor entdeckte, hatte er den Bann gebrochen und seine leibliche Niederlage in einen geistigen Sieg verwandelt, so daß wir noch heut gern seines schlagfertigen Witzes uns freuen. —

Wenn wir jetzt einen kurzen Blick auf Glieder des Ehestandes und des ledigen Standes werfen, so wollen wir nur zeigen, daß in all und jeden Lebensverhältnissen dergleichen Verhüllungen und Verblümungen vorkommen. Zwei Offiziersfrauen begegnen sich auf der Hochzeitsreise. Natürlich ist eine der ersten Fragen: Und dein Mann? — Und der deinige? — Die Erste: während der ersten Zeit war er höchst liebenswürdig und sorgsam für mich; aber jetzt fängt er an, sich ein wenig in Reserve zu halten. — Die Freundin sagt trocken: Der meinige ist schon in der Landwehr! — Ein Ehemann dagegen, der in einer ähnlichen Ehe wie Sokrates stand, ward bei der letzten Volkszählung aufgefordert, seine sämmtlichen Familienglieder zu nennen. Er antwortet: Meine Frau und ich, macht zusammen acht. — Wenn der bescheidene Mann sich nur für eine Eins rechnete, so ergibt einfache Subtraktion, welchen Werth er seiner Frau beimaß. Noch handgreiflicher ist dieser Gedanke in dem Gespräch gegeben: Es erzählt Jemand: Jetzt bin ich schon 10 Jahre verheirathet. Meine Frau und ich haben zusammen ein Alter von 70 Jahren. Nun rathe einmal, lieber Freund, wie wir uns in diese 70 Jahre theilen. — Antwort: Nun, das ist sehr einfach, deine Frau ist die Sieben und du bist die Null. — Ein Mann, der von einer Jagdgesellschaft heiter und angeheitert heimkehrte, wird von seiner Frau mit der Frage empfangen: heute habt ihr wohl in Afrika gejagt? — Wieso denn? — Nun, weil du einen Affen mitgebracht hast. — Oder, der Mann, der eben zur Jagd gehen will, sagt: Ach, Elise, gib mir doch mal zwanzig Mark. Die Gattin erstaunt: Was, Paul, so viel willst du diesmal schießen? — Sie deutet an, daß sie recht gut weiß, wie er vom Händler erkauftes Wildpret für seine Jagdbeute ausgibt. — Und wenn der Herr dann wirklich beim Wildprethändler erscheint, so frägt dieser schlaue Patron: Was belieben der Herr Baron geschossen zu haben? — Oder eine klug voraussehende Frau sagt zu ihrem jagdgerüsteten

Mann: Nicht wahr, Männchen, heut schießest Du mir einen recht fetten Hasen . . . befühl ihn vorher ordentlich! —

Ein junger Mann, der eine Frau sucht, spricht: Ich bin überzeugt, daß ein bischen Necken, Streiten und Disputiren eine Ehe recht interessant macht und werde daher nicht eher heirathen, als bis ich Eine finde, die ganz mein Gegensatz ist. — Der Freund: Nun, das wird sich leicht machen; es gibt ja recht viele kluge Mädchen in der Stadt. — Wie hier der Freund dem Freunde deutlich genug Dummheit vorrückt, so ist eine Freundin zur Freundin nicht weniger unbarmherzig. Jene hatte gesagt: Der Assessor liebt mich wahnsinnig. Diese antwortet: Nun, wenn er dich wahnsinnig liebt, wird er dich sicherlich heirathen. — Die erste verstand das Wort bildlich, die zweite buchstäblich. — Hier könnte ja leicht zur Wahrheit werden, was ein begütertes Mädchen als Ideal ihres Zukünftigen aufstellte: Reich braucht er nicht zu sein, schön braucht er nicht zu sein, wenn er nur dumm ist. — Ein junges Mädchen sagt zu einer Freundin: Wenn ich heirathe, wünsch ich mir einen Mann, der leicht zufrieden zu stellen ist. Die Freundin antwortet: Na, da brauchst du dich gar nicht zu ängstigen; Du wirst auf jeden Fall einen solchen Mann bekommen. — Oder: Ein Graf sagt zu seiner verschwenderischen Gattin: Als ich mich um deine Hand bewarb, glaubte ich bestimmt, eine Frau mit bescheidenen Ansprüchen zu bekommen. Die Gräfin: Nun, hab ich das nicht etwa dadurch vollkommen bewiesen, daß ich deinen Antrag angenommen?

Man sagt wohl: Was sich liebt, das neckt sich. Weiß oder glaubt doch Jedes vom Andern, daß es einen Spaß vertragen könne. Man kann ja auch Ernstes mit heitrer Behaglichkeit behandeln und tief Gefühltes mit frohgemuthem Scherz. Aber es muß eben harmloser Scherz bleiben, sonst wird es verletzend. Ein Bräutigam sagt zu seiner Braut: Eins muß ich dir gleich jetzt gestehen, daß ich oft ohne allen Grund zu schmälen und zu schmollen pflege. — Die Braut: o, darüber mach dir keine Sorge; an Grund dazu soll es dir künftig niemals fehlen. — Wir freuen uns, daß solche unwürdige Drohung solche verdiente Abfertigung erfährt. — Es ist ein schönes Wort: Es soll der Mann sein

Weib auch nicht mit einem Blüthenzweige schlagen; auch nicht mit einem Rosenzweig auf die Hand. Hier aber hatte der Verlobte mit Dornen geschlagen. — Dagegen. Ein Weltumsegler erzählt, sie hätten auf ihrer Fahrt in der Südsee eine herrenlose Insel gefunden. — Was? unterbricht ihn ein junges Mädchen, herrenlos? Das muß ja ein schreckliches Land sein! — Wir ergötzen uns an der naiven Aeußerung, weil sie das Wort herrenlos nicht in seiner politischen Bedeutung, sondern nur in der Backfischsprache kennt. — Sonst sind junge Mädchen oft sehr schlagfertig. Ein solches wird von einem sehr jungen Manne angeredet: Mein Fräulein, darf ich Sie begleiten? Sie antwortet: O recht gern, wenn Sie Ihre Schularbeiten schon gemacht haben. — Hier dürfte man wohl mit einem verblümten Worte sagen: der Schlüssel zum Herzen einer Schönen muß einen Bart haben! — Höchst originell ist sicherlich dieser verblümte Heirathsantrag. Ein Herr redet auf der Promenade ein junges Mädchen an: Guten Abend, mein Fräulein. — Sie: Kennen Sie mich denn? — Er: Ja wohl! Sie sehen ja, wenn Sie wollen, meiner künftigen Frau auf's Haar ähnlich! — Und es geschah also. — Nicht minder sinnig ist auch folgende Verlobungsgeschichte, bei welcher sogar kein lautes Wort gesprochen wurde. Ein Engländer kommt in der Kirche neben einem jungen Mädchen zu sitzen, die ihm sehr gefällt. Er schlägt seine Bibel auf, reicht sie ihr, indem er mit dem Finger auf den Vers 5 im 2. Brief des Johannes zeigt. Dort steht nämlich: Und nun bitte ich dich (Frau), daß wir uns unter einander lieben. — Sie war ebenso bibelfest, schlägt auf im Alten Testament und zeigt ihm Ruth 1, Vers 16: Rede mir nicht darein, daß ich dich verlassen sollte. Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibest, da bleibe ich auch. —

Noch ein Paar Beispiele anderer Art aus der weiblichen Sphäre. Eine Mutter kommt zu ihrer verheiratheten Tochter zum Besuch und findet deren Mann nicht zu Hause. „Wie? Dein Mann ist verreist? und ich hatte doch gar nicht geschrieben, daß ich kommen wollte!“ — Wir können nur sagen: Sie kennt sich. — In einer höheren Töchterschule gibt eine Lehrerin deutsche Aufsätze zurück und sagt zu Einer: In Ihrem Aufsatze haben Sie

„Mund“ (immer) klein geschrieben. Else, sind Sie aber eitel! — In der That, eine kluge Lehrerin. — Zwei Freunde unterhalten sich über eine Tänzerin, deren Ruf allerdings nicht ganz fleckenlos war. Der Eine nimmt sie lebhaft in Schutz und sagt: Sie ist rein wie Schnee. — Wohl, sagt der Andre, es gibt ja auch gefallenen Schnee. — Von Kleopatra erzählt ein Gelehrter und fügt schließlich hinzu: Wenn die sich hätte sollen in ihre Unschuld kleiden, so würde sie sich selbst in dem heißen Egypten arg erkältet haben. — Sie sehen, in allen diesen Fällen wird nicht mit dicken und schweren Kanonenkugeln geschossen, sondern mit dünnen und leichten Spitzkugeln; aber sie haben Kraft und bohren durch und durch. Oder es sind vergiftete Pfeile, von deren Wunden kein Getroffener genesen kann. Zuweilen sind es auch Nesseln, die nur eine kurze Zeit brennen und schmerzen, und mitunter auch taube Nesseln, bei deren Schlage der Getroffene getrost mitlachen kann. —

Wenn aber Eitelkeit, Selbstüberschätzung, Anmaßlichkeit — nicht durch grobe Worte, sondern durch verblümte Reden gebührend gegeißelt wird, so können wir uns einer gewissen Genugthuung, ich möchte sagen, einer gewissen gerechten Schadenfreude nicht erwehren. Lassen Sie mich ein Paar Beläge hiezu aus der musikalischen Welt anführen. Liszt hatte eine derartige große Klavierspielerin gehört und sagte, als er um sein Urtheil gefragt wurde: Sie überwindet die leichtesten Dinge mit der größten Schwierigkeit. Die Hörer standen einen Augenblick verblüfft, bis sie merkten, er habe witzig eine bekannte Redensart gerade in ihr Gegentheil umgekehrt: sie überwindet die schwierigsten Dinge mit der größten Leichtigkeit. — Eine gleiche Künstlerin hatte Rubinstein ihre besten Stücke vorgespielt und, in der zuversichtlichen Erwartung, er werde ihr die Virtuosenlaufbahn empfehlen, frägt sie ihn, was sie thun solle. — Schleunigst heirathen! war seine nicht erhoffte Antwort. — Vor dem witzigen Wiener Hofkapellmeister Josef Hellmersberger spielte einst ein Künstler, der den Flügel mit mehr Dreistigkeit als feinem Geschick bearbeitete und bat um sein Urtheil, d. h. selbstredend um sein Lob. Seine kühnsten Erwartungen wurden aber übertroffen, als Hellmersberger lächelnd sagte: Sie verdienten, vor einem Parterre

von lauter Beethoven zu spielen. — Leider fügte er freundlich lächelnd hinzu: Sie wissen doch, daß Beethoven taub war. — Selbst dadurch, daß man Einem vollständig beistimmt, kann man boshaft verletzen. Ein Schauspieler schildert in hoher Extase sein Auftreten: Wenn ich spiele, versenke ich mich ganz in meine Rolle; ich vergesse Alles um mich her; das Publikum verschwindet vollständig! — Der Freund: Nun, das kannst Du ihm doch also nicht übel nehmen. — Der Erste verstand das „verschwinden“ bildlich, der Zweite buchstäblich. — Richard Wagner und Franz Lachner haben sich nie leiden mögen. Als ein musikalischer Freund die Beiden einst in München vorstellte, verbeugte sich Wagner sehr kühl und in seinem Selbstgefühl auf den berühmten Lachner herabsehend, sagte er: Ich habe schon von Ihnen gehört, Herr Lachner! worauf der Componist der „Katharina Cornaro“, ein Ur-Bayer, schlagfertig sagte: I aber noch nix von Ihnen. — Das war wohl niederschmetternd für den stolzen Wagner.

Zuweilen kleiden sich die Verhüllungen so ein, daß es nach dem Sprüchwort geht: Den Sack schlägt man, den Esel meint man. Ein Hauptmann sieht bei einer Musterung mißfällig auf einen Leutnant, dessen Uniform mehrere Mängel und Vernachlässigung zeigt. Er läßt dessen Burschen rufen und sagt: Wenn Ihr Herr Leutnant hier noch ein Mal so malpropre erscheint, so bekommen Sie drei Tage Arrest. — Bei einer Uebung ruft ein Hauptmann: Herr Leutnant, Sie schwenken ja falsch ein; und der Unteroffizier da ist auch so ein Esel! —

Sehr viele der gebrachten Beispiele, zumal die letzten, gehören offenbar in das Gebiet der Satire. Es gibt nicht blos eine harmlose lachende Satire, sondern auch eine scharfe, strafende. Es ist ja ganz hübsch, wenn man Aerger hat oder in Zorn geräth: wenn man dann zum unbefangenen Scherz greift und das Schlechte und Verkehrte für Thorheit ausgibt; oft aber ist es auch wohlgethan, scharf zuzufassen, streng zu Gericht zu sitzen und die Verkehrtheiten zu zwingen, daß sie sich in ihrer Blöße erkennen müssen; und da schadet es auch gar nicht, wenn man einmal von dem ätzenden Salz ein Paar Körnchen zuviel in die faulende Masse wirft.

Wir fahren fort, wo es wohl weniger Bitterkeiten gibt. Man

glaube ja nicht, daß es nur in den gebildeten Kreisen der Gesellschaft dergleichen feine und witzige Verhüllungen gibt. Nur zwei Beispiele zum Beweise: Ein Schusterjunge betrachtet eine unverhältnißmäßig korpulente Frau lange voll Verwunderung und bricht endlich in die Worte aus: Madame, Ihnen hat der liebe Gott auch wohl nicht an einem Fasttage erschaffen. — Ein Dienstmann hatte für einen Herrn eine Besorgung gemacht und kein Trinkgeld erhalten; darum sagt er: Herr Baron, seien Sie doch so gut und geben Sie mir es schriftlich, daß ich diesmal kein Trinkgeld gekriegt habe; denn sonst glaubt meine Frau, ich hätt's versoffen. — Das war durch eine Blume gesprochen, die starken Duft hatte. —

Werfen wir einmal einen Blick in Speisehäuser. Vielen, wohl den meisten Menschen ist der haut goût am Braten ein Greuel. So sagt ein Gast: Diese Rebhühner laufen ja allein nach Hause. — Oder, noch schlimmer: Kellner, der Hase hat wohl in etwas getreten. — Oder: Herr Wirth, dieser Braten hat etwas von der Eigenschaft, die man für unzertrennlich vom Eigenlob hält. — Oder: Kellner, hat nicht dies Beefsteak, das Sie mir gebracht haben, früher Wettrennen mitgemacht? — Oder weniger verblümt: Ich glaube, ich habe die Bekanntschaft dieses Beefsteaks schon auf der Pferdebahn gemacht. — Ein Gast, dem der bestellte Kaffee zu dünn vorkommt, frägt: Den Kaffee haben Sie wohl durch die Sparbüchse laufen lassen? — Es frägt Jemand: Möcht' wohl wissen, wo die vielen Hunde bleiben, die in Berlin gestohlen werden? und erhält die Auskunft: Die treten in manchen Speisehäusern anonym auf. — — Ein Vagabond ist viel zu zart, um mit dürrem Wort zu verrathen, wo er die letzte Zeit hat zubringen müssen, und spricht: Ich habe einen Monat lang königliche Hafergrützsuppe gegessen. — Ein Anderer, der von ebendaher entlassen ist und um den Grund seiner auffallenden Magerkeit gefragt wird, sagt: Ich habe drei Monate lang eine staatliche Entfettungskur durchgemacht. — Das hört sich Alles so unschuldig an und birgt doch nach seinem wahren Sinne recht Schlimmes in sich; aber wenn diese beiden Insassen des Zuchthauses so verblümt über ihr Schicksal reden, so scherzen sie gewissermaßen den

Stachel hinweg und waschen die Schande ab. Darum haben die sprachlichen Verhüllungen nicht blos eine demüthigende und verletzende und beleidigende Kraft, sondern auch eine tröstende, aufrichtende, erheiternde; die Seele macht sich frei von dem lastenden Drucke. — Ja, eine geschickte Verhüllung kann sogar eine drohende Gefahr abwenden. Ein Pfarrer erhielt unerwartet den Besuch seines Bischofs, der auf dem Hofe eine jugendliche Haushälterin mit zwei Knaben spielen sah und verwundert frug: Wer sind die Knaben? Der Pfarrer antwortete klüglich: Es sind die Neffen meines verstorbenen Bruders. Der Mann hatte die volle Wahrheit gesagt, aber diese so geschickt verhüllt und umhüllt, daß der Bischof völlig befriedigt über die Auskunft war. —

Wir eilen zum Schluß. Nur noch eine kleine bunte Nachlese aus verschiedenen Gebieten, und von einzelnen Personen, zwar nicht aus der Weltgeschichte, so doch aus der Tagesgeschichte.

Von manchen Erzeugnissen der neuesten Literatur könnte man sagen: Wenn man dies Buch lesen will, muß man zuvor die Fenster aufmachen. Es ist dies übrigens ein Ausspruch Kaiser Wilhelms, den er als Prinz von Preußen etwa vor 50 Jahren that, als er ein Buch las, dessen Schilderungen nicht immer desinfizirt waren. — Ein ächter Sonntagsjäger erzählt: Nächste Woche sind es 25 Jahre, daß ich dem Jagdklub beigetreten bin. Ob ich da wohl zu Ehren des Ereignisses eine Ehrung (Ovation) bekomme? — Freund: O gewiß, wahrscheinlich wird Sie der Thierschutzverein zum Ehrenmitglied ernennen. (Dieser Schütze wird wohl keinem Hasen ein Leid zugefügt haben.) — Ein Offizier erzählt: Dem Major ists im Manöver schlecht ergangen; der steht auch bereits mit einem Fuße im Cylinder. Dadurch, daß hier dem Militärhelm der Civil-Cylinderhut entgegengesetzt wird, ist bildlich die nahe Verabschiedung angedeutet. — Sagt man von einem jungen Mädchen: sie hat nahe am Wasser gebaut, so will das sagen: sie ist leicht zu Thränen geneigt. — Ein Lob ist es nicht, wenn man von einem Dichter sagt: er schöpft seine Begeisterung aus der Wasserleitung. — Von einem Lügner: Er beantwortete die Fragen mit möglichst geringer Verschwendung von Wahrheit. — Malen Sie sich folgende Körpergestaltung aus: Die

Natur hat bei ihm der Breitenverschwendung durch Längenmangel abgeholfen. — Sehr verständlich ist das Bekenntniß: Ich bin zuweilen eine Ergänzung des edlen Dulders Odysseus. — Und noch deutlicher, wenn ein Junge erzählt: Wenn mein Vater Abends nach Hause kam, erlebte mein Rücken allemal sein blaues Wunder. — Ein junger Mann prahlt im Gefühl seiner Kraft und Entschlossenheit: Selbst ist der Mann! Ein erfahrener Freund setzt hinzu: bis er verheirathet ist! — Mit dem unschuldigsten Worte kann man boshaft verletzen. Es sagt Jemand: Ich will Ihnen mal eine Geschichte erzählen. Der Andre: Ich bin ganz Ohr. Der Erste: Nein, so lang ist meine Geschichte nicht! — Man braucht nur die beiden Worte lang und Ohr zu verbinden, so ist die Bosheit enthüllt. — Eine junge Schriftstellerin ist sehr eitel auf ihre literarischen Leistungen und frägt eine Freundin: Glaubst du, daß ich mir einen Namen erwerbe? — Ei gewiß, antwortet diese, sobald du heirathest. —

Was wir betrachtet haben, berechtigt uns wohl zu dem Urtheil: Witz ist in allen diesen Verhüllungen und verblümten Reden. Und der Witz ist um so schlagender, je überraschender die Auffindung von Aehnlichkeiten zwischen den Gegenständen ist. Meist hat es hier der Witz mit Schwächen und ungefährlichen Verkehrtheiten zu thun, nicht mit Lastern und bösen Fehlern; er zeigt so zu sagen Sommersprossen, deckt aber nicht Wunden auf; er erfreut und verschönt den Augenblick; ihm liegt es fern, ein volles Menschenleben zu erleuchten und zu erwärmen. Zuweilen fährt er auch drein, wie ein zickzackiger Blitz. Und wenn es auch kein zündender Schlag ist, der zerstört und vernichtet, sondern ein kalter Schlag, der bloß erschreckt und erschüttert: ein Schlag bleibt es immer, und der Getroffene fühlt ihn. — Und wir freuen uns auch, und der Getroffene freut sich mit und lacht mit, wenn nur am fernen Horizonte ein unschuldiges Wetterleuchten einen schönen Tag verkündet. —

Nun schließlich noch wenige Bestätigungen von bekannten Persönlichkeiten aus der Tagesgeschichte. Heinrich Heine behauptete, er verstehe auf literarischem Wege die alchemistische Kunst, aus seinem Gegner Dukaten zu schlagen, und zwar in der Weise,

daß er dabei die Dukaten bekomme, sie aber die Schläge. — Ein anderes Mal sagte er zu einem besuchenden Freunde: Sie werden mich heut etwas dumm finden; es war nämlich N. N. bei mir, und da haben wir unsre Ideen ausgetauscht. — Höchst originell ist auch, was er seinem reichen Oheim Salomon Heine zu Hamburg ins Stammbuch schrieb: „Lieber Onkel, leihe mir hunderttausend Thaler und dann v e r g i ß auf ewig Deinen Dich liebenden Neffen.“ — Als vor funfzig Jahren die berühmte Sängerin Jenny Lind hier fast maßlos gefeiert wurde, erhielt sie von einem Verehrer eine Schachtel voll Mehlwürmer. Sie zürnte nicht; denn sie verstand die zarte Schmeichelei; denn Mehlwürmer sind ja die Speise der Nachtigallen. Man hieß sie ja auch die schwedische Nachtigall. — Rousseau schrieb eine bombastische Ode mit der Ueberschrift: An die Nachwelt. Voltaire sagte von ihr: sie wird niemals an ihre Adresse gelangen. — Ich glaube auch kaum, daß Einer von uns sich für den richtigen Adressaten und Empfänger ausgeben kann. — Der englische Dichter und Kritiker Johnson († 1784) war von Lord Fitzgerald zu Tisch geladen. Beide kannten sich noch nicht persönlich. Der Pförtner will nun den Dichter wegen seiner allzubescheidenen Kleidung nicht vorlassen. Während des Wortwechsels darüber kam der Lord selbst heraus, erfährt die Ursache, sieht den Dichter befrembet an und sagt: Es ist nicht möglich, daß Sie Johnson sind. Sie sehen ja aus, als könnten Sie nicht „Mä!“ zu einem Schafe sagen. — Der Dichter sah den Lord freundlich und bedeutungsvoll an, schrie ihm ein lautes „Mä!“ ins Gesicht, kehrte den Rücken und ging davon. — Der römische Kaiser Julian Apostata oder der Abtrünnige, wie er von den Christen genannt ward, ein Mann von edlem Gemüth und hochherzigen Geistes, von Jugend auf eingelebt in die großen Thaten der hellenischen Geschichte und in den Glanz ihrer Kunst und Wissenschaft, machte den Versuch, das Christenthum zu schwächen und zu unterdrücken, das schon seit Constantin Staatsreligion geworden war, aber von seiner ursprünglichen Reinheit viel verloren, ja sogar schon verfolgungssüchtig sich erwiesen hatte. In der Hoffnung auf baldigen Sieg des Heidenthums richtete auf dem letzten Feldzuge des Kaisers gegen die Parther dessen

Lehrer Libanius an einen Bischof die spöttische Frage: Nun, was macht denn jetzt euer Zimmermannssohn? — Der Bischof griff das spöttische Wort Zimmermannssohn heraus und schmiedete aus ihm eine schneidige Waffe und sagte: der macht jetzt einen Sarg für euch und eure Hoffnungen. —

Und als Letztes. Der Kaiser Josef II. befindet sich in seinem Arbeitskabinet in Berathung mit dem Fürsten Kaunitz, der ihm einen Gesetzvorschlag unterbreitet. Josef ist darüber so aufgebracht, daß er unter den Entwurf die Worte setzt: Kaunitz ist ein Esel. Dann seine Namensunterschrift, und gibts und fordert Kaunitz zum Lesen auf. Dieser weigert sich, weil das völlig gegen den Respekt vor Majestät verstoße. Als der Kaiser aber befiehlt, liest Kaunitz mit folgender Betonung: Kaunitz ist Ein Esel, Josef — der zweite! —

Nun genug! Sollte Jemand gemeint haben, solche Verhüllungen seien etwas Seltenes, und solche verblümte Reden wüchsen und gediehen nur in besonders bevorzugten Gärten: der wird erkannt haben, daß sie überall wachsen und gedeihen, bei Hoch und Niedrig, bei Mann und Weib, bei Gelehrten und Ungelehrten. Ja, ich meine sogar, Sie Alle bedienen sich mehr oder weniger dieser hübschen Redeweise, zur Abwehr, zum Angriff, bald als Schutzwaffe, bald als Trutzwaffe. Nun, die Waffen brauchen ja nicht gleich Dolche und Revolver zu sein. Zarte Frauenhände können auch mit Nadeln empfindlich stechen und wehe thun. —

Soll ich nun noch die Frage thun: darf man diese Redeweise empfehlen oder muß man vor ihr warnen? Zuerst sag ich: sie zeugt doch offenbar von Witz und Geist. Und da nun einmal — Gott sei tausend Lob und Dank! — der deutsche Mann und das deutsche Weib Witz und Geist besitzt: warum sollten sie diese herrliche Gabe nicht verwerthen zur Erheiterung, zur Erhebung, zum Kampf gegen Falsches, Verkehrtes, Gespreiztes? Solch Aufsprudeln von Geistesfunken macht die Seele gleichsam erglänzen, oder es wirkt wie erfrischender Thau vom Himmel, der die Seele rein wäscht vom Staub der Erde. Haben doch auch die alten olympischen Götter des Homer, diese schönsten Gestalten, die jemals menschliche Phantasie erzeugt hat, selbst Zeus, der

Donnerer und Blitzeschleuderer; neben furchtbarem Ernst auch einen wunderbar schönen heiteren Charakter, so daß sie bei Homer sogar in ein unauslöschliches Gelächter ausbrechen. Drum getrost und ohne Furcht, mit Muth und Zuversicht den olympischen Göttern und den edlen Hellenen nach! — Den griechischen Himmel über Hellas können wir freilich nicht nach unsern nordischen Ländern verpflanzen, aber den noch schönern geistigen Himmel der Hellenen mit seiner Poesie, Kunst und Wissenschaft können und sollen und wollen wir hoch halten und zu ihm uns in Wort und Werk emporheben! —

Neue Mythen.

Gegenwärtiges in altsagenhafter Form.

Es liegt ein eigenthümlicher fesselnder Reiz darin, wenn das, was mir mitgetheilt wird, nicht in trocknen Worten ausgesprochen, sondern in ein passendes Bild oder Gleichniß eingekleidet wird. Statt zu sagen: „Das ist schon lange her," sage ich: „darüber ist längst Gras gewachsen". Wie kurz und wie treffend! Der sinnliche Vorgang ist dieser: Man hat Etwas in die Erde vergraben, um es der Vergessenheit oder Vernichtung Preis zu geben. Der Erde kann man es noch lange ansehen, daß da eine Grube gegraben ist. Erst wenn sich nach und nach im Laufe eines oder mehrerer Jahre an der Stelle eine Grasnarbe gebildet hat, ist die Spur der Verscharrung verschwunden. — Oder wenn man, statt zu sagen: „er ist plötzlich umgekommen" in nicht gerade edlem Ausdruck spricht: „er hat ins Gras beißen müssen", so denkt man an ein verendendes Raubthier, etwa an einen zu Tode getroffenen Wolf, der in Wuth noch um sich beißt und nach Allem schnappt, was ihm nah ist, auch nach Erde, Staub, Gras. Auch bei den auf dem Schlachtfelde Gefallenen hat man oft (wie es schon Homer kennt und mit dem Worte odax — bißweis, mit den Zähnen — benennt) in ihrem Todeskampfe ein ähnliches krampfhaftes Oeffnen und Schließen des Mundes beobachtet. Wie lebendig und gedankenanregend wird doch unsre Rede durch solche Gleichnisse!

Wohl kein Volk kommt dem deutschen in dieser Liebe zur

bilderreichen Rede gleich (das spanische nähert sich ihm am meisten). Aber der Deutsche begnügt sich nicht mit solchen kurzen Gleichnißreden. Er erweitert diese, und ersinnt Märchen, Sagen, Geschichten, Parabeln, Legenden, Mythen, um Menschen und Dinge nach ihrem innersten Wesen zu schildern; und das führt er gern in neckischer, scherzhafter, oft in scharfer, satirischer Weise aus. Ein kleines Beispiel. Das Land der schwarzen Berge, Tschernagora, Montenegro, zeichnet sich vor andern durch eine gewaltige Menge nackter, wild zerrissener Felsen und Gebirge aus. Woher ist das gekommen? Als der Herrgott die Erde rund und platt geschaffen hatte, rief er einen Engel und gab ihm einen großen Sack voller Gebirge, um diese auf der Erde an passenden Stellen zu vertheilen. Als der Engel gerade über Montenegro dahinflog, bekam der Sack einen Riß; und ehe der Engel den Riß mit der Hand schließen und den Schaden gut machen konnte, purzelten aus dem Loche eine unverhältnißmäßige Menge Gebirge heraus, die nun für immer da liegen bleiben mußten, wohin sie gefallen waren. — Hier ist einfach der Ursprung einer auffallenden natürlichen Beschaffenheit des Landes erklärt, jedoch schon mit dem Nebensinn, daß es eigentlich nicht so sein sollte. —

Eine menschliche Einrichtung. Mir ist erst unlängst in der Rheingegend bestätigt worden, daß gewisse kleine Trinkgefäße, aus denen man Moselwein trinkt, den sonderbaren Namen Miseräbelchen führen. Wie geht das zu? Ein hübsches Geschichtchen gibt Auskunft. Als der Herr Christus einst mit Petrus in den gesegneten Moselgegenden wanderte und auf einem Berge angekommen war, durstete ihn in der sommerlichen Mittagshitze. Er schickte deshalb den Petrus in das unten im Thale gelegene Dorf, ihm einen kühlenden, erquickenden Krug Wein zu holen. Petrus geht und empfängt einen hohen hölzernen Krug mit Wein. Er hat aber ebenfalls Durst und der Wein duftet so lieblich, daß er sich nicht enthalten kann, einen guten Schluck zu nehmen. Er erschrickt aber, als er sieht, wie tief jetzt der Wein unter dem Rande des Bechers steht. Doch er weiß sich zu helfen; der Becher ist ja von Holz. Er nimmt sein Messer und schneidet den Rand so weit ab, daß der Wein wieder bis oben steht. Zum Unglück

packt ihn aber noch zu wiederholten Malen der Durst; er trinkt, aber er muß noch öfter den Becher niedriger schneiden. Als er endlich dem Herrn den Rest bringt, ruft dieser: Aber, Petrus, was für ein Miseräbelchen bringst du mir da! — Daher führen diese Becher noch heut ihren Namen. Nebenbei ist zugleich ein kleiner Spott darin enthalten, daß die, welche aus solch winzigen Gefäßen ihren Wein trinken, doch recht miserable Trinker sein müssen. —

Machen wir einmal einen Abstecher in das Alterthum. Auch dort finden wir einzelne sinnige Züge. Aber sehr wenige. Man sollte meinen, Ovids Verwandlungen müßten ganz voll sein von derartigen feinen poetischen Mythen. Aber so prachtvoll sie auch erzählt werden in hoch dichterischer Darstellung: es fehlt in der Regel jeder innere gedankliche Zusammenhang zwischen der Person vor ihrer Verwandlung und dem Thier, der Pflanze, dem Felsen, dem Fluß, in den sie später verwandelt wird. Wenn Kallisto in eine Bärin verwandelt wird, Phaëtons Schwestern in Bäume, Aktäon in einen Hirsch, die Töchter des Minyas in Fledermäuse, die von Apollo verfolgte Daphne in einen Lorbeerbaum: so konnte ebensogut ein anderes Thier, eine andere Pflanze gewählt sein. — Nur hin und wieder finden wir einen inneren Zusammenhang. Wie mag es gekommen sein, daß die äthiopischen Völker eine schwarze Hautfarbe haben? Der Dichter erzählt uns in prachtvoller Schilderung, wie Phaëton sich von seinem Vater erbittet, einmal den Sonnenwagen zu führen. Als ihm dieses unter Warnungen und Mahnungen gewährt wird, irrt er bald vom rechten Wege ab, er nähert sich der Erde allzusehr, so daß die Wälder in Brand gerathen, die Flüsse in Wolken verdampfen, die Länder und die menschlichen Wohnungen zu Asche werden. Damals, sagt Ovid, sind von der Gluth auch die äthiopischen Völker schwarz geworden durch das Blut, das an die Oberfläche des Körpers getrieben sei — (Met. 2, 235).

Passend ist auch das Folgende. Die dünkelvollen Pieriden lassen sich mit den Musen in einen Wettstreit ein. Als sie nun, obwohl besiegt, dennoch die Musen schmähen, durch lästernde Reden ihre Schuld häufen und gar noch drohende Worte der

Musen verlachen und verhöhnen: werden sie in Elstern verwandelt, die sich durch Geschwätz, durch Geplärr heiserer Töne, durch maßlose Sprechlust kennzeichnen, „des Waldes Lärmzungen“ (5, 676).

Ergreifend schildert Ovid den Schmerz und die Trauer der Hekuba, der Gattin des Priamus, die nach der Zerstörung Trojas und nach Verlust ihrer Kinder als Sklavin nach Thrazien gebracht wurde. Nur das einzige Kind, Polydorus, ist ihr geblieben. Als aber auch dieser verrätherisch und grausam von Polymestor ermordet wird, da verleugnet sich ihre weibliche Natur, Grimm und Rache lodert in ihr auf, sie fliegt voll Wuth an den meineidigen Mörder heran, zerkratzt ihm mit den Fingernägeln das Gesicht, reißt ihm die Augen aus, und mit blutigen Händen bohrt sie die Augenhöhlen aus. Als dann die Thrazier sie ergreifen, schnappt sie mit den Zähnen nach ihnen, murrt, knurrt und — in einen Hund verwandelt — bellt sie und durchheult klagend und jammernd Sithoniens Fluren (13, 569).

Daß die Spinnen ein so überaus kunstreiches Gewebe anzufertigen verstehen, ist den Menschen von je wunderbar erschienen. Wie sind die Spinnen zu dieser Kunst gekommen? Der Grieche gibt Antwort. Arachne, eine lydische Jungfrau, Tochter des kolophonischen Purpurfärbers Idmon, hatte von Pallas Athene die Webekunst gelernt. Sie hatte es darin zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß sie — in verblendeter Selbstüberschätzung — sogar die Göttin selbst zu einem Wettstreit herausforderte. Als sie besiegt ist, aber sich doch noch nicht demüthigen will, zerreißt Athene ihr den gewirkten Teppich und schlägt sie mit dem Webeschiff vier Mal auf die Stirn. Arachne vermag die Schmach nicht zu ertragen und erhängt sich. Jedoch Athene löst sie aus Mitleid los und verwandelt sie in eine Spinne, welche die alte Kunstfertigkeit noch bewahrt und des alten Gewebes sich fort und fort befleißigt. — Arachne ist der griechische Name der Spinne.

Noch ein letztes Beispiel aus dem Alterthum. Der Grieche sieht einen Marmorfelsen, dessen oberster Theil einem Menschenkopfe gleicht. Aus ihm entspringt eine kleine Quelle, deren mäßig abtropfendes Wasser etwa als ein Thränenstrom angesehen werden

kann. Das ist ein sehr passendes Denkmal der Niobe, der Gattin des thebanischen Königs Amphion, die — als Mutter von sieben Söhnen und sieben Töchtern — sich vermessen hatte, prahlerisch sich über Leto zu stellen, welche nur zwei Kinder, Apollo und Artemis, geboren hätte. Als nun von diesen der Niobe sämmtliche Kinder zur Strafe erschossen werden, erstarrt Niobe vor namenlosem Schmerz und wird in einen starren Felsen verwandelt, aus welchem unaufhörlich ihre Thränen fließen. (Auch jetzt noch zerfließt in Thränen der Marmor et lacrimas etiam nunc marmora manant 6, 312.) —

Man kann diesen Geschichten eine gewisse Sinnigkeit nicht absprechen, nur ist ihr Gegenstand und ihr Ziel ziemlich unbedeutend. Geradezu aber geschmacklos möchte man es nennen, wenn man in Dalmatien die Milchstraße am Himmel Gevattersstroh nennt, weil ein Gevatter dem andern Stroh gestohlen und beim Fortschleppen eine Menge Halme verloren habe. Besser ist doch schon unser deutscher Name Milchstraße, bei welchem man etwa an einen in der Kinderstube umgestoßenen Milchtopf denken kann. Die Dänen führen dies Bild noch weiter aus, indem sie — nicht eben poetisch — sagen, der Mond sei ein Käse, der aus der zusammengeronnenen Sahne der Milchstraße entstanden sei. — Schon Ovid (Met. 1, 169) nennt sie via lactea, am Lichtglanz erkennbar. Sie sei für die oberen Götter der Pfad zu der Wohnung des mächtigen Donnerers. — Auch bei den Franzosen heißt sie voie lactée oder (nach dem Griechischen) galaxie. Desgleichen bei den Engländern galaxy oder milky way. Die Lithauer nennen sie den Weg der Vögel, indem sie unter den Vögeln die Seelen der Verstorbenen verstehen. Alte Kirchenschriftsteller sagen: auf ihr steigen die Seelen der Menschen zur Erde nieder und kehren auf ihr nach dem Tode in den Himmel zurück. Aehnlich heißt sie bei den Indiern der Weg der Frommen. — Ueber ihren Ursprung erzählen die alten Griechen, Hera habe auf Bitten der Pallas Athene dem kleinen Säugling Herkules die Brust gegeben. Herkules aber, schon früh seine heimliche Feindin erkennend, biß ihr in die Brust, so daß sie schnell ihre Ammenrolle aufgab. Da spritzte die Milch der hohen Göttin empor, ein Theil der

Tropfen bis an den Himmelsbogen und bildete dort den langen weißen Streifen, die Milchstraße; aus jenen Tropfen aber, die zur Erde fielen, entsproßte die weiße Lilie, „die Rose der Hera" (wie sie auch heißt), ein Sinnbild der Reinheit und hohen Würde. Die Milchstraße nennt man sonst wohl nicht unpassend den Golfstrom des Himmelsgewölbes.

Ebenso ist es sinnig, wie unser Volk sich die nicht ganz gewöhnliche Erscheinung auslegt, wenn während des Regens bei uns die helle Sonne scheint. Das ist kein übles Bild vom Weinen und Lachen zu gleicher Zeit. Drum heißt es: Jetzt prügelt der Teufel seine Großmutter; er lacht und sie weint. Hiezu macht man noch den spöttischen Zusatz, so oft das geschehe, komme ein Schneider in den Himmel, was man damit für ein ungewöhnliches Ereigniß ausgibt.

Warum sind die Tage im Sommer so lang und im Winter so kurz? Das geht so zu: Im Sommer zieht ein schwacher Greis den Sonnenwagen, der nur langsam fortkommen kann; im Winter aber ist ein strammer Jüngling vorgespannt, der seine Arbeit in wenigen Stunden vollendet. (So erzählt man in Tunis.)

Hier möchte ein Wort über Mythen im Allgemeinen am rechten Orte sein. Man dürfte die Mythen über Personen und Ereignisse kurz die poetische Philosophie derselben nennen. Durch große Heldenthaten oder durch große Begebenheiten angeregt, schlummern in den Gemüthern der Menschen dieser Zeit Regungen und Anschauungen in dunklen, halb unbewußten Formen. Und weil diese Menschen dieselbe Geistesanlage, dieselbe Vernunft, dieselben sittlichen Anschauungen, dasselbe Wesen haben: so entsteht in den Vielen zugleich ein gleiches oder sehr ähnliches Bild aus den gleichen Stimmungen der Seele. Und dann findet Einer unter Allen das bezeichnende Bild, das bestimmende Wort; er ist der Mund aller Andern, er hat eben nur dem, was in Aller Herzen liegt, Gestalt gegeben, darum verstehen ihn die Andern und erkennen für wahr und richtig an, was er aussagt oder darstellt, und sie arbeiten Alle mit, Alle sprechen sich aus; dadurch wird die Sache vielseitig bestimmt, umgewandelt, geschmückt, bis die symbolische Idee ihre klare, lebenswahre, entsprechende Gestalt

gewonnen hat. Das ist eben der fertige Mythus. Man kann mit Recht von ihm sagen: er ist keine wirkliche, aber eine wahre Geschichte. Das will sagen: in dem Mythus steckt eine innere Wahrheit; und weil er dichterischer Natur ist, liebt er das Wunderbare und wird für uns so anziehend und interessant und zugleich so lehrreich, weil er den innern Kern der Wahrheit in so schöner Form uns übermittelt. — Wir kommen jetzt zu dem, was ich mythische Gleichnisse oder Gleichnisse in Mythenform nennen möchte. Diese Art Mythen sind nicht vor Jahrtausenden, sondern erst in unsern Zeiten entstanden; und es hindert Nichts, daß ein findiger Kopf deren noch heute ersinne. Die Erfindung ist ganz frei, ja schrankenlos, Ort und Zeit wird nach Willkür und Belieben durcheinander geworfen. Die erzählte Geschichte ist scheinbar sehr ernst, ja man meint, es käme etwas Erbauliches zum Vorschein; allein der Schalk sitzt ihr im Nacken, und in der Regel geht es ohne Spott und Satire nicht ab. — Das Gemeinsame ist: es wird eine in die Augen fallende charakteristische Eigenschaft eines Gegenstandes hervorgehoben; diese wird aber nicht in trockner abstrakter Rede geschildert, sondern es wird ein Geschichtchen erdacht, das den Ursprung jener Eigenschaften schildert.

So die Westfalen. Sie sind ein biederer, kerniger, ächter altdeutscher Volksschlag, der die uralten Sitten bis heute am treusten bewahrt hat. Mit jenen trefflichen Eigenschaften ist aber auch gern eine gewisse Derbheit und Grobheit verbunden. Da hebt nun unsre Mythe nicht jenes Löbliche hervor, sondern sie hält sich an das Minderschöne und gießt darüber harmlosen Spott aus. Als nämlich der liebe Gott in der Urzeit durch das noch menschenleere gesegnete Land Westfalen ging, sah er dort einen großen rothen Thonblock liegen (Westfalen „das Land der rothen Erde“). Er stieß ihn mit dem Fuße an, und alsbald richtete sich der Thon in Menschengestalt auf und es entstand der erste Westfale. Sofort aber besann er sich auf seinen Nationalcharakter, hob drohend die mächtige Faust und rief: Watt stöttst du mi denn mit'n Faut? Willt du wat an de Snut hewwen? — Wir lächeln über diese Mythe, und der Westfale kann

getrost mitlächeln. Denn es wird hier ja nichts Ehrloses von ihm ausgesagt. Ja, es gehört sogar ein kecker Muth dazu, solche kolossale Grobheit seinem Schöpfer ins Gesicht zu schleudern. Der Dichter von „Dreizehnlinden“, Friedrich Wilhelm Weber, ein Westfale (seit 1867 auf Schloß Thienhausen unweit Pyrmont, bei seinem Freunde Freiherrn von Haxthausen, † 5. April 1894) spricht:

> Das ist so recht Westfalenart:
> fromm, sinnig, weich — nicht überzart,
> zäh, treu, auch trotzig, deutsche Leute:
> so waren sie, so sind sie heute.

Sehr schlecht ist aber die Mythe auf die Tschechen zu sprechen. Schon der Volksmund charakterisirt sie in folgender kleinen Geschichte. Drei Handwerksburschen, ein Deutscher, ein Tscheche, ein Jude kommen auf ihrer Wanderschaft in ein Wirthshaus. Als sie dort auf dem Sims einen schweren silbernen Becher stehen sehen, sagt der Deutsche: Ach, das wär schön, wenn wir den hätten! — Nach einer Weile sagt der Böhme: Ich hab ihn schon. — Und wiederum nach einer Weile sagt der Jude: Hast ihn schon nicht mehr. — Wie bezeichnend! Wunsch und Begehrlichkeit regt sich in dem Deutschen, der Tscheche aber führt ohne Bedenken das Spitzbubenstück aus, und der schlaue Jude übertrumpft ihn und bestiehlt gar den Spitzbuben. — Nun unsre Mythe. Als unser Herr Jesus Christus einst mit seinem Jünger Petrus auf großen Reisen war, kam er auch nach dem Lande Böhmen, das aber damals noch menschenleer war. — Ach, Meister, sprach Petrus, könntest du denn dies schöne Land nicht bevölkern? — O nein, antwortete der Herr, dazu hab ich keine Lust: denn die Menschen, die ich hier schaffen könnte, würden doch Nichts taugen. — Als sie nun weiter wanderten und in der Mittagshitze im Schatten einiger Bäume ausruhten, kam Petrus wieder auf die Sache zurück und er redete eindringlich auf den Herrn ein, daß er doch den Baumstumpf, auf welchen er gerade seinen Mantel gehängt hatte, zu einem Menschen umschaffen möge. — Nun, sagte der Herr, du wirst sehen, was das für eine Sorte Menschen wird, wenn ich deinem Wunsche nach-

komme. — Stock, werde ein Mensch! rief der Herr mit lauter Stimme. Siehe, da regte es sich mächtiglich in dem Stumpfe; hub sich höher und höher und aus dem Baumstocke ward ein Stockböhme. Kaum aber war er entstanden, als er sich hurtig bückte, den Mantel des Petrus aufraffte und mit ihm davon lief. — Siehst du, sprach nun der Herr zu seinem Jünger, wie die Menschen in diesem Lande sind? — Da schlug Petrus die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: O über den schnöden Undank! Da geht es ja nach dem Sprüchwort: Trau, schau, wem? nur nicht einem Böhm! —

Das ist freilich bitter über die Tschechen geurtheilt; aber niedrige Moral bedarf einer scharfen Verurtheilung. Ein anderes Mal, wo es sich um unverschuldete Schwächen und Eigenheiten handelt, kann die Mythe ein neckisches, harmlos spottendes Gewand anlegen. So steht es mit den Engländern oder vielmehr mit ihrer Sprache. Wir brauchen aber beides nicht zu trennen; denn das Wesen des Volks und der Sprache fließt gewöhnlich in Eins zusammen. Wie wunderlich gemischt ist nun die Bevölkerung Englands! Zuerst das keltische Britannien unter vielen Fürsten. Dann einheitliche römische Herrschaft. Dem keltischen und römischen Heidenthum folgte das Christenthum der Römer. Dann kamen die Angeln und Sachsen und Friesen und Jüten, erst heidnisch, dann christlich, erst in verschiedene Reiche getheilt, dann ein Gesammtreich. Hierauf eine kurze dänische Herrschaft und endlich die Normannen der Normandie seit 1066. — Diesen Mischmasch hat die neue Mythe im Auge, wenn sie in sehr sinniger Weise über die englische Sprache sich ausspricht. Als nämlich unser Herrgott die Menschen geschaffen hatte, schickte er einen Engel von Land zu Land mit einem großen Sack, in welchem eine Menge Sprachen sich befanden, die der Engel auf Erden vertheilen sollte. Er theilte nun jeglichem Volke seine Sprache zu. Als er nun zuletzt über England schwebte und die Leute ihre Hände ausstreckten, um eine Sprache zu empfangen, war der Sack leer. Aber den Engel jammerte des Volkes, das ohne Sprache bleiben sollte; er sah in den Sack hinein und fand, daß von all den Sprachen etliche Brocken abgekrümelt waren. Da schüttelte er

diese Brocken zusammen und dann schüttete er die Krümel über England aus. Und so ists gekommen, daß auch die Engländer eine Sprache haben. — Allerliebst und treffend. Denn die englische Sprache besteht aus keltischen, römischen und germanischen Elementen. Und die Engländer haben noch heute eine Vorliebe für — daß ich so sage: Brocken oder Krümel von Worten. Sie drechseln und schnitzeln an den Worten so lange, bis womöglich nur eine Silbe als Trumm übrig bleibt. Ein Cabriolet machen sie zu einem Cab, einen Omnibus zu einem Bus, die Rebellen zu Rebs, den zoologischen Garten zu einem Zoo, die Stadt Franzisko zu Frisko, ein Memorandum zu einem Mem, die Hypochondrie zu einer Hyp.

Nicht so sinnreich und fein ist die Sage der Boeren in Afrika. Mutter Natur wollte jedem Volke eine eigene Zunge und eigene Sprache geben. Mit einem Messer und einer Scheere stand sie an einem Tische, auf dem ein großes Stück Fleisch lag. Mit diesem Messer schnitt sie für alle diejenigen, die sie um eine Sprache baten, Zungen aus dem Fleische, und mit der Scheere gab sie den Zungen ihre Eigenthümlichkeiten. Alle Völker kamen zu ihr: der Franzose, der Deutsche, der Niederländer, ja selbst der Buschmann, und für Alle wurde gesorgt. Nur der Engländer kam nicht. Er war, um seinen Durst zu stillen, in eine Kantine gegangen und blieb da so lange, bis er sein ganzes Geld vertrunken hatte. Endlich ging er schweren Hauptes und vollständig heiser zu Mutter Natur. Es war jedoch Nichts mehr für ihn übrig geblieben, und so konnte er auch keine Zunge, mithin auch keine Sprache mehr bekommen. Jedoch die gute Mutter Natur wußte zu helfen. „Weißt du was,“ sagte sie, „auf dem Fußboden liegen so viele Abfälle, nimm davon ein halbes Dutzend und mach dir davon selbst eine Zunge.“ So geschah es auch, und so bekam der Engländer seine Sprache. —

Kehren wir zu unserm deutschen Volke zurück, das auch in diesem Stücke die Völker übertrifft. Wir wollen einen Blick thun in das Reich der Pflanzen. Zuerst die Lilie. Rückert sagt:

Glänzende Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienst im Garten,
Du bist der Priester in der Familie!

In hohen Ehren hat sie von je gestanden. Im Alterthum h man in ihr ein Sinnbild der Erhabenheit und Würde. Drum ıchte Moses die Lilie zum Schmuck der Leuchter im Tempel hovas. Der Name der alten persischen Reichsstadt Susa be- ıtet Lilienstadt. In der Bergpredigt preist Christus („Schauet e Lilien auf dem Felde") ihre Pracht, die größer sei als Salomos errlichkeit. Auf alten römischen Münzen sieht man sie mit der ıschrift: spes publica, spes augusta, spes populi Romani. Der deutsche Gott Thor wird abgebildet, wie er in der rechten Hand den Blitz hält, in der Linken das Scepter, das mit einer Lilie gekrönt war. In Frankreich ist sie (wenigstens seit 1150) in das Wappen der Könige aufgenommen. Bei uns gilt die Lilie vorzugsweise als Sinnbild der Reinheit und Unschuld. Daher geben deutsche Maler (ich weiß nicht, ob auch andere) dem Erz- engel Gabriel bei der Begrüßung der Maria einen Lilienstengel in die Hand. Darum auch berichtet die Sage bedeutungsvoll, daß aus den Gräbern der unschuldig Hingerichteten weiße Lilien her- vorsprießen, als allzu späte Ehrenrettung.

Ein ähnliches Sinnbild ist der Epheu. Es ist irrig, ihn für eine Schmarotzerpflanze zu halten, welche durch ihr festes Umklammern den Gegenstand ihrer Liebe tödte, indem sie vampyr- artig ihm die Lebenssäfte ausziehe. Der Epheu umschließt zwar den Stamm, aber er erdrückt nicht und erstickt ihn nicht durch seinen Blätterreichthum noch durch seine Wurzelfäserchen, mit denen er kletternd sich anheftet. Darum ist er ein treffendes Abbild treuer Freundschaft, zärtlicher Mutter- und Gattenliebe, auch wohl — wegen seines Immergrünens — ein Bild unvergänglicher Jugend und Kraft, der Beständigkeit und Treue. Aus diesem Grunde erzählt die Sage, König Marke habe Tristan und Isolde an verschiedenen Seiten der Kirche begraben lassen, damit sie auch im Tode getrennt wären. Aber dennoch wuchsen aus Beider Grabe Epheuranken hervor, die sich suchten und fanden und untrennbar sich in einander verschlangen. — Auf kirchlichen Gefäßen

oder auch am Fuße eines Kruzifixes (schon in meiner Heimath in Osterode) sieht man oft einen Büschel von Aehren und Weintrauben. Weil aus ihnen Brot und Wein bereitet wird, dienen sie beim heiligen Abendmahl als Symbole des Leibes und Blutes Christi. — Sonst gelten Aehren als Symbol Adams, weil er nach der Vertreibung aus dem Paradiese den Acker bauen mußte.

Es hat freilich einmal eine Zeit gegeben, wo man nicht so sinnig und so innerlich bedeutungsvoll die Dinge betrachtete. Wenigstens in katholischen Volkskreisen ist es bei Anrufung der Heiligen beispielsweise üblich, daß man bei Augenkrankheiten den Augustin, bei Blasenkrankheiten den Blasius anruft, um des ähnlichen Klanges willen. — Ebensolche Geistesarmuth ist es, wenn man meinte, feinblättrige Pflanzen wie Spargel und Fenchel hülfen bei Krankheiten der Haare. Rose, Maaslieb und Augentrost, deren Blüthengestalt an ein Auge erinnert, wären gut für die Augen. Ebenso um der äußeren Gestaltung willen der Eisenhut für das Ohr, der Ampher für die Zunge, die Brennnessel für Brennen und Stechen im Leibe und dergl. mehr. Wir können nur sagen: aus echt germanischem Geiste sind diese Hirngespinste nicht geboren; solch geistloser Aberglaube muß von anderswoher einem Theile des Volkes eingepfropft sein. — Doch hinweg von dieser faden und geschmacklosen Sache, hin zu besserer, die mit Salz und Pfeffer gewürzt ist. —

Wir gedenken jener blauen, von poetischem Hauch umwebten Wunderblume, durch welche man Schätze heben kann, und über die wohl überall in ganz Deutschland sich Sagen finden. Der Hauptinhalt ist gewöhnlich folgender: Ein Knabe, ein Hirt, ein Bauer findet zufällig oder bekommt von einer schönen Jungfrau die Wunderblume geschenkt. Sobald er sie in der Hand hat, sieht er plötzlich vor sich eine Thür im Felsen oder im Berg, das Schloß springt auf durch die Berührung mit der Wunderblume, und die prachtvollsten Schätze liegen vor ihm. Er darf nehmen, soviel er will. Aber die Jungfrau oder sonst eine warnende Stimme ruft ihm zu: „Vergiß das Beste nicht“. Er aber, geblendet vom Glanze all der Herrlichkeiten, legt Hut und Blume fort, füllt sich die Taschen mit Gold und Kleinodien und eilt

hinaus. Donnernd fällt die Pforte hinter ihm zu und ist für immer seinem Blick verschwunden; denn er hat wirklich das Beste, die Wunderblume, das Vergißmeinnicht vergessen, das ihm immer von Neuem den Weg zu jener Schatzkammer hätte öffnen können. — Grimm sagt, die Sage scheine tiefsinnig diesen schönen Blumennamen als ein warnendes Wort Gottes selbst aufzufassen, der die Menschen mahne, über irdischen Reichthum nicht die Gottesliebe und Demuth zu vergessen. — In unzähligen Liedern und Gedichten wird das Vergißmeinnicht als Trost- und Hoffnungsblume für Liebende gepriesen. Bei Goethe im „Blümlein Wunderschön" sagt der gefangene Graf, dem Rose, Lilie, Nelke, Veilchen nicht alles Genüge bringen, am Schluß:

Doch wandelt unten, an dem Bach,
das treuste Weib der Erde,
und seufzet leise manches Ach,
bis ich erlöset werde.
Wenn sie ein blaues Blümchen bricht,
und immer sagt: Vergiß mein nicht!
so fühl ichs in der Ferne.
Und wenn mir fast das Herze bricht,
so ruf ich nur: Vergiß mein nicht!
Da komme ich wieder ins Leben. —

Die Bäume richten in der Regel ihre Zweige schräg empor nach oben. Die Fichte aber läßt sie nach unten hinabhängen. Woher diese Ausnahme kommt, weiß eine Sage zu erklären. Als der Herr Christus mit Petrus auf Erden über die Länder wanderte, kam er einst auch in das fichtenreiche Voigtland. Es regnete stark, und, um nicht naß zu werden, rief Petrus, der eine große Fichte sah: O Herr, komm doch unter diesen breiten Baum! Allein der Herr sprach: Wer den Regen schickt, wird auch den Sonnenschein senden, und blieb an seiner Stelle. Petrus aber wollte klüger sein, nicht blos von der Hoffnung leben, und begab sich unter den Baum. Es erhob sich aber plötzlich ein Wind, und der Baum schlug mit seinen breiten, dichten Aesten gerade so wie der Haushahn kräftig mit seinen Flügeln schlägt. Da ward Petrus durchnäßt bis auf die Haut, auf dem Felde aber

schien die helle Sonne. Die Fichte aber behielt von Stund an für immer ihre niederhängenden Zweige. —

Auch der Landmann liebt es, auffallende Erscheinungen auf Aeckern und Wiesen durch eine sagenhafte Geschichte sich zu erklären. Denn da er von Chemie Nichts versteht, vermag er in der chemischen Beschaffenheit des Bodens die Ursache nicht zu sehen. Wenn auf einer Wiese eine dürre, kahle, oft runde, oft halbmondförmige Stelle sich findet, so sagen sie (in Bayern), das rühre von dem Alber, d. h. dem Drachen her, der ganz glühend sei und daher, wenn er sich zum Ausruhen von seinem nächtlichen Flug auf eine Wiese setze, das Gras rings umher versenge. Erst nach sieben Jahren wachse dort wieder Gras. Eine derartige auffallende ganz kahle, beinahe kreisförmige Stelle in einer Wiese ist (nach der Sage) dadurch entstanden, daß einst an dieser Stelle etliche Männer nächtlicher Weile zusammenkamen und sich heimlich verabredeten, sie wollten eine große Ackerfläche, welche zwei Waisenkindern gehörte, diesen abschwören und unter sich theilen. Von Stund an ward der Fleck dürr und unempfänglich für Thau und Regen. — Wie tief sich Bürger in den echt germanischen Volksgeist hineingedacht hat, erhellt deutlich aus dem Anfang seiner Ballade: Die Tochter des Pfarrers von Taubenheim. Da heißt es:

> Im Garten des Pfarrers von Taubenheim
> gehts irre bei Nacht in der Laube,
> da flüstert und stöhnts so ängstiglich,
> da raschelt, da flattert und sträubt es sich,
> wie gegen den Falken die Taube.
> Es schleicht ein Flämmchen am Unkenteich,
> das flimmert und flammert so traurig;
> da ist ein Plätzchen, da wächst kein Gras,
> das wird vom Thau und vom Regen nicht naß,
> da wehen die Lüfte so schaurig. —

In wald- und wildreichen Gebirgsgegenden findet der Landmann auf seinen Aeckern und im hohen Getreide oft lange schmale Streifen verwüsteten Getreides, die plötzlich in einer Nacht entstanden sind. Woher solche räthselhafte Erscheinung?

Das hat der Bilwitz gethan. (Der Name scheint mit dem althochdeutschen balowez d. h. Bosheit, verwandt zu sein.) Dieser aus Bosheit, Tücke, Neid und Heimlichkeit zusammengesetzte Bilwitz in einem Rock mit sehr langen Schößen und mit einem kleinen dreieckigen Hute, die knöchernen Hände in den Rocktaschen, verfährt folgendermaßen: Gewöhnlich um Johannis, in finsterer Nacht, wenn kein Mond scheint, schleicht er sich aufs Feld, so leise, daß man ihn nicht hört. Nun schnallt er den rechten Schuh ab und nimmt ihn unter den linken Arm; an die Zehe seines rechten Fußes bindet er eine kleine, sehr scharfe Sichel. So geht er nun kreuz und quer durch das Korn und mäht schmale lange Gassen; und am Morgen sind alle abgeschnittenen Halme verschwunden, und der Besitzer sieht Nichts als den geschändeten Acker und die traurig leeren Gassen. — So macht es der Bilwitz in Thüringen, in Bayern, im Voigtlande und sonst. — Die Jäger freilich erklären die Sache höchst prosaisch. Hirsche oder Rehe treten bei Nacht leise und heimlich in die Felder, um darin zu weiden, und bei ihrem Fortschreiten bilden sie natürlich solche wie abgemäht erscheinende Gassen. —

Als Christus am Palmsonntage in Jerusalem einzog, da streuten sie ihm zu Ehren Palmzweige auf den Weg. Als diese Palme aber erfahren mußte, daß wenige Tage später die Juden ihr furchtbares „Kreuzige ihn" schrieen, da umgürtete sie sich vor Abscheu mit Dornen und Stacheln, und führt seitdem den Namen Stechpalme. — Bei der Kreuzigung am Karfreitag waren viel Vögel Zeugen der Greuelthat der Juden; aber nur ein Vögelchen hatte Mitleid und Erbarmen mit dem Schmerzensmann; es flog zum Kreuze hin und bemühte sich mit seinem kleinen Schnabel die Nägel, welche die Hände durchbohrten, herauszuziehen. Leider vergeblich. Aber bei seiner Liebesarbeit war ihm die ganze Brust von dem ausquillenden Blute des Heilandes blutig gefärbt. Das sehen wir noch heut an diesem lieblichen Vogel und nennen ihn deshalb das Rothkehlchen. — Auch das Zittern des Espenlaubes, der Zitterpappel, hat im Kreuzigungstage seinen Ursprung. Als nämlich der Herr auf dem Schmerzenswege sein Kreuz

Musen verlachen und verhöhnen: werden sie in Elstern verwandelt, die sich durch Geschwätz, durch Geplärr heiserer Töne, durch maßlose Sprechlust kennzeichnen, „des Waldes Lärmzungen“ (5, 676).

Ergreifend schildert Ovid den Schmerz und die Trauer der Hekuba, der Gattin des Priamus, die nach der Zerstörung Trojas und nach Verlust ihrer Kinder als Sklavin nach Thrazien gebracht wurde. Nur das einzige Kind, Polydorus, ist ihr geblieben. Als aber auch dieser verrätherisch und grausam von Polymestor ermordet wird, da verleugnet sich ihre weibliche Natur, Grimm und Rache lodert in ihr auf, sie fliegt voll Wuth an den meineidigen Mörder heran, zerkratzt ihm mit den Fingernägeln das Gesicht, reißt ihm die Augen aus, und mit blutigen Händen bohrt sie die Augenhöhlen aus. Als dann die Thrazier sie ergreifen, schnappt sie mit den Zähnen nach ihnen, murrt, knurrt und — in einen Hund verwandelt — bellt sie und durchheult klagend und jammernd Sithoniens Fluren (13, 569).

Daß die Spinnen ein so überaus kunstreiches Gewebe anzufertigen verstehen, ist den Menschen von je wunderbar erschienen. Wie sind die Spinnen zu dieser Kunst gekommen? Der Grieche gibt Antwort. Arachne, eine lydische Jungfrau, Tochter des kolophonischen Purpurfärbers Idmon, hatte von Pallas Athene die Webekunst gelernt. Sie hatte es darin zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß sie — in verblendeter Selbstüberschätzung — sogar die Göttin selbst zu einem Wettstreit herausforderte. Als sie besiegt ist, aber sich doch noch nicht demüthigen will, zerreißt Athene ihr den gewirkten Teppich und schlägt sie mit dem Webeschiff vier Mal auf die Stirn. Arachne vermag die Schmach nicht zu ertragen und erhängt sich. Jedoch Athene löst sie aus Mitleid los und verwandelt sie in eine Spinne, welche die alte Kunstfertigkeit noch bewahrt und des alten Gewebes sich fort und fort befleißigt. — Arachne ist der griechische Name der Spinne.

Noch ein letztes Beispiel aus dem Alterthum. Der Grieche sieht einen Marmorfelsen, dessen oberster Theil einem Menschenkopfe gleicht. Aus ihm entspringt eine kleine Quelle, deren mäßig abtropfendes Wasser etwa als ein Thränenstrom angesehen werden

kann. Das ist ein sehr passendes Denkmal der Niobe, der Gattin des thebanischen Königs Amphion, die — als Mutter von sieben Söhnen und sieben Töchtern — sich vermessen hatte, prahlerisch sich über Leto zu stellen, welche nur zwei Kinder, Apollo und Artemis, geboren hätte. Als nun von diesen der Niobe sämmtliche Kinder zur Strafe erschossen werden, erstarrt Niobe vor namenlosem Schmerz und wird in einen starren Felsen verwandelt, aus welchem unaufhörlich ihre Thränen fließen. (Auch jetzt noch zerfließt in Thränen der Marmor et lacrimas etiam nunc marmora manant 6, 312.) —

Man kann diesen Geschichten eine gewisse Sinnigkeit nicht absprechen, nur ist ihr Gegenstand und ihr Ziel ziemlich unbedeutend. Geradezu aber geschmacklos möchte man es nennen, wenn man in Dalmatien die Milchstraße am Himmel Gevattersstroh nennt, weil ein Gevatter dem andern Stroh gestohlen und beim Fortschleppen eine Menge Halme verloren habe. Besser ist doch schon unser deutscher Name Milchstraße, bei welchem man etwa an einen in der Kinderstube umgestoßenen Milchtopf denken kann. Die Dänen führen dies Bild noch weiter aus, indem sie — nicht eben poetisch — sagen, der Mond sei ein Käse, der aus der zusammengeronnenen Sahne der Milchstraße entstanden sei. — Schon Ovid (Met. 1, 169) nennt sie via lactea, am Lichtglanz erkennbar. Sie sei für die oberen Götter der Pfad zu der Wohnung des mächtigen Donnerers. — Auch bei den Franzosen heißt sie voie lactée oder (nach dem Griechischen) galaxie. Desgleichen bei den Engländern galaxy oder milky way. Die Lithauer nennen sie den Weg der Vögel, indem sie unter den Vögeln die Seelen der Verstorbenen verstehen. Alte Kirchenschriftsteller sagen: auf ihr steigen die Seelen der Menschen zur Erde nieder und kehren auf ihr nach dem Tode in den Himmel zurück. Aehnlich heißt sie bei den Indiern der Weg der Frommen. — Ueber ihren Ursprung erzählen die alten Griechen, Hera habe auf Bitten der Pallas Athene dem kleinen Säugling Herkules die Brust gegeben. Herkules aber, schon früh seine heimliche Feindin erkennend, biß ihr in die Brust, so daß sie schnell ihre Ammenrolle aufgab. Da spritzte die Milch der hohen Göttin empor, ein Theil der

Tropfen bis an den Himmelsbogen und bildete dort den langen weißen Streifen, die Milchstraße; aus jenen Tropfen aber, die zur Erde fielen, entsproßte die weiße Lilie, „die Rose der Hera" (wie sie auch heißt), ein Sinnbild der Reinheit und hohen Würde. Die Milchstraße nennt man sonst wohl nicht unpassend den Golfstrom des Himmelsgewölbes.

Ebenso ist es sinnig, wie unser Volk sich die nicht ganz gewöhnliche Erscheinung auslegt, wenn während des Regens bei uns die helle Sonne scheint. Das ist kein übles Bild vom Weinen und Lachen zu gleicher Zeit. Drum heißt es: Jetzt prügelt der Teufel seine Großmutter; er lacht und sie weint. Hiezu macht man noch den spöttischen Zusatz, so oft das geschehe, komme ein Schneider in den Himmel, was man damit für ein ungewöhnliches Ereigniß ausgibt.

Warum sind die Tage im Sommer so lang und im Winter so kurz? Das geht so zu: Im Sommer zieht ein schwacher Greis den Sonnenwagen, der nur langsam fortkommen kann; im Winter aber ist ein strammer Jüngling vorgespannt, der seine Arbeit in wenigen Stunden vollendet. (So erzählt man in Tunis.)

Hier möchte ein Wort über Mythen im Allgemeinen am rechten Orte sein. Man dürfte die Mythen über Personen und Ereignisse kurz die poetische Philosophie derselben nennen. Durch große Heldenthaten oder durch große Begebenheiten angeregt, schlummern in den Gemüthern der Menschen dieser Zeit Regungen und Anschauungen in dunklen, halb unbewußten Formen. Und weil diese Menschen dieselbe Geistesanlage, dieselbe Vernunft, dieselben sittlichen Anschauungen, dasselbe Wesen haben: so entsteht in den Vielen zugleich ein gleiches oder sehr ähnliches Bild aus den gleichen Stimmungen der Seele. Und dann findet Einer unter Allen das bezeichnende Bild, das bestimmende Wort; er ist der Mund aller Andern, er hat eben nur dem, was in Aller Herzen liegt, Gestalt gegeben, darum verstehen ihn die Andern und erkennen für wahr und richtig an, was er aussagt oder darstellt, und sie arbeiten Alle mit, Alle sprechen sich aus; dadurch wird die Sache vielseitig bestimmt, umgewandelt, geschmückt, bis die symbolische Idee ihre klare, lebenswahre, entsprechende Gestalt

gewonnen hat. Das ist eben der fertige Mythus. Man kann mit Recht von ihm sagen: er ist keine wirkliche, aber eine wahre Geschichte. Das will sagen: in dem Mythus steckt eine innere Wahrheit; und weil er dichterischer Natur ist, liebt er das Wunderbare und wird für uns so anziehend und interessant und zugleich so lehrreich, weil er den innern Kern der Wahrheit in so schöner Form uns übermittelt. — Wir kommen jetzt zu dem, was ich mythische Gleichnisse oder Gleichnisse in Mythenform nennen möchte. Diese Art Mythen sind nicht vor Jahrtausenden, sondern erst in unsern Zeiten entstanden; und es hindert Nichts, daß ein findiger Kopf deren noch heute ersinne. Die Erfindung ist ganz frei, ja schrankenlos, Ort und Zeit wird nach Willkür und Belieben durcheinander geworfen. Die erzählte Geschichte ist scheinbar sehr ernst, ja man meint, es käme etwas Erbauliches zum Vorschein; allein der Schalk sitzt ihr im Nacken, und in der Regel geht es ohne Spott und Satire nicht ab. — Das Gemeinsame ist: es wird eine in die Augen fallende charakteristische Eigenschaft eines Gegenstandes hervorgehoben; diese wird aber nicht in trockner abstrakter Rede geschildert, sondern es wird ein Geschichtchen erdacht, das den Ursprung jener Eigenschaften schildert.

So die Westfalen. Sie sind ein biederer, kerniger, ächter altdeutscher Volksschlag, der die uralten Sitten bis heute am treusten bewahrt hat. Mit jenen trefflichen Eigenschaften ist aber auch gern eine gewisse Derbheit und Grobheit verbunden. Da hebt nun unsre Mythe nicht jenes Löbliche hervor, sondern sie hält sich an das Minderschöne und gießt darüber harmlosen Spott aus. Als nämlich der liebe Gott in der Urzeit durch das noch menschenleere gesegnete Land Westfalen ging, sah er dort einen großen rothen Thonblock liegen (Westfalen „das Land der rothen Erde"). Er stieß ihn mit dem Fuße an, und alsbald richtete sich der Thon in Menschengestalt auf und es entstand der erste Westfale. Sofort aber besann er sich auf seinen Nationalcharakter, hob drohend die mächtige Faust und rief: Watt stöttst du mi denn mit'n Faut? Willt du wat an de Snut hewwen? — Wir lächeln über diese Mythe, und der Westfale kann

getrost mitlächeln. Denn es wird hier ja nichts Ehrloses von ihm ausgesagt. Ja, es gehört sogar ein kecker Muth dazu, solche kolossale Grobheit seinem Schöpfer ins Gesicht zu schleudern. Der Dichter von „Dreizehnlinden“, Friedrich Wilhelm Weber, ein Westfale (seit 1867 auf Schloß Thienhausen unweit Pyrmont, bei seinem Freunde Freiherrn von Haxthausen, † 5. April 1894) spricht:

> Das ist so recht Westfalenart:
> fromm, sinnig, weich — nicht überzart,
> zäh, treu, auch trotzig, deutsche Leute:
> so waren sie, so sind sie heute.

Sehr schlecht ist aber die Mythe auf die Tschechen zu sprechen. Schon der Volksmund charakterisirt sie in folgender kleinen Geschichte. Drei Handwerksburschen, ein Deutscher, ein Tscheche, ein Jude kommen auf ihrer Wanderschaft in ein Wirthshaus. Als sie dort auf dem Sims einen schweren silbernen Becher stehen sehen, sagt der Deutsche: Ach, das wär schön, wenn wir den hätten! — Nach einer Weile sagt der Böhme: Ich hab ihn schon. — Und wiederum nach einer Weile sagt der Jude: Hast ihn schon nicht mehr. — Wie bezeichnend! Wunsch und Begehrlichkeit regt sich in dem Deutschen, der Tscheche aber führt ohne Bedenken das Spitzbubenstück aus, und der schlaue Jude übertrumpft ihn und bestiehlt gar den Spitzbuben. — Nun unsre Mythe. Als unser Herr Jesus Christus einst mit seinem Jünger Petrus auf großen Reisen war, kam er auch nach dem Lande Böhmen, das aber damals noch menschenleer war. — Ach, Meister, sprach Petrus, könntest du denn dies schöne Land nicht bevölkern? — O nein, antwortete der Herr, dazu hab ich keine Lust: denn die Menschen, die ich hier schaffen könnte, würden doch Nichts taugen. — Als sie nun weiter wanderten und in der Mittagshitze im Schatten einiger Bäume ausruhten, kam Petrus wieder auf die Sache zurück und er redete eindringlich auf den Herrn ein, daß er doch den Baumstumpf, auf welchen er gerade seinen Mantel gehängt hatte, zu einem Menschen umschaffen möge. — Nun, sagte der Herr, du wirst sehen, was das für eine Sorte Menschen wird, wenn ich deinem Wunsche nach-

komme. — Stock, werde ein Mensch! rief der Herr mit lauter Stimme. Siehe, da regte es sich mächtiglich in dem Stumpfe; hub sich höher und höher und aus dem Baumstocke ward ein Stockböhme. Kaum aber war er entstanden, als er sich hurtig bückte, den Mantel des Petrus aufraffte und mit ihm davon lief. — Siehst du, sprach nun der Herr zu seinem Jünger, wie die Menschen in diesem Lande sind? — Da schlug Petrus die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: O über den schnöden Undank! Da geht es ja nach dem Sprüchwort: Trau, schau, wem? nur nicht einem Böhm! —

Das ist freilich bitter über die Tschechen geurtheilt; aber niedrige Moral bedarf einer scharfen Verurtheilung. Ein anderes Mal, wo es sich um unverschuldete Schwächen und Eigenheiten handelt, kann die Mythe ein neckisches, harmlos spottendes Gewand anlegen. So steht es mit den Engländern oder vielmehr mit ihrer Sprache. Wir brauchen aber beides nicht zu trennen; denn das Wesen des Volks und der Sprache fließt gewöhnlich in Eins zusammen. Wie wunderlich gemischt ist nun die Bevölkerung Englands! Zuerst das keltische Britannien unter vielen Fürsten. Dann einheitliche römische Herrschaft. Dem keltischen und römischen Heidenthum folgte das Christenthum der Römer. Dann kamen die Angeln und Sachsen und Friesen und Jüten, erst heidnisch, dann christlich, erst in verschiedene Reiche getheilt, dann ein Gesammtreich. Hierauf eine kurze dänische Herrschaft und endlich die Normannen der Normandie seit 1066. — Diesen Mischmasch hat die neue Mythe im Auge, wenn sie in sehr sinniger Weise über die englische Sprache sich ausspricht. Als nämlich unser Herrgott die Menschen geschaffen hatte, schickte er einen Engel von Land zu Land mit einem großen Sack, in welchem eine Menge Sprachen sich befanden, die der Engel auf Erden vertheilen sollte. Er theilte nun jeglichem Volke seine Sprache zu. Als er nun zuletzt über England schwebte und die Leute ihre Hände ausstreckten, um eine Sprache zu empfangen, war der Sack leer. Aber den Engel jammerte des Volkes, das ohne Sprache bleiben sollte; er sah in den Sack hinein und fand, daß von all den Sprachen etliche Brocken abgekrümelt waren. Da schüttelte er

diese Brocken zusammen und dann schüttete er die Krümel über England aus. Und so ists gekommen, daß auch die Engländer eine Sprache haben. — Allerliebst und treffend. Denn die englische Sprache besteht aus keltischen, römischen und germanischen Elementen. Und die Engländer haben noch heute eine Vorliebe für — daß ich so sage: Brocken oder Krümel von Worten. Sie drechseln und schnitzeln an den Worten so lange, bis womöglich nur eine Silbe als Trumm übrig bleibt. Ein Cabriolet machen sie zu einem Cab, einen Omnibus zu einem Bus, die Rebellen zu Rebs, den zoologischen Garten zu einem Zoo, die Stadt Franzisko zu Frisko, ein Memorandum zu einem Mem, die Hypochondrie zu einer Hyp.

Nicht so sinnreich und fein ist die Sage der Boeren in Afrika. Mutter Natur wollte jedem Volke eine eigene Zunge und eigene Sprache geben. Mit einem Messer und einer Scheere stand sie an einem Tische, auf dem ein großes Stück Fleisch lag. Mit diesem Messer schnitt sie für alle diejenigen, die sie um eine Sprache baten, Zungen aus dem Fleische, und mit der Scheere gab sie den Zungen ihre Eigenthümlichkeiten. Alle Völker kamen zu ihr: der Franzose, der Deutsche, der Niederländer, ja selbst der Buschmann, und für Alle wurde gesorgt. Nur der Engländer kam nicht. Er war, um seinen Durst zu stillen, in eine Kantine gegangen und blieb da so lange, bis er sein ganzes Geld vertrunken hatte. Endlich ging er schweren Hauptes und vollständig heiser zu Mutter Natur. Es war jedoch Nichts mehr für ihn übrig geblieben, und so konnte er auch keine Zunge, mithin auch keine Sprache mehr bekommen. Jedoch die gute Mutter Natur wußte zu helfen. „Weißt du was," sagte sie, „auf dem Fußboden liegen so viele Abfälle, nimm davon ein halbes Dutzend und mach dir davon selbst eine Zunge." So geschah es auch, und so bekam der Engländer seine Sprache. —

Kehren wir zu unserm deutschen Volke zurück, das auch in *diesem* Stücke die Völker übertrifft. Wir wollen einen Blick thun in das Reich der Pflanzen. Zuerst die Lilie. Rückert sagt:

Glänzende Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienst im Garten,
Du bist der Priester in der Familie!

In hohen Ehren hat sie von je gestanden. Im Alterthum sah man in ihr ein Sinnbild der Erhabenheit und Würde. Drum machte Moses die Lilie zum Schmuck der Leuchter im Tempel Jehovas. Der Name der alten persischen Reichsstadt Susa bedeutet Lilienstadt. In der Bergpredigt preist Christus („Schauet die Lilien auf dem Felde") ihre Pracht, die größer sei als Salomos Herrlichkeit. Auf alten römischen Münzen sieht man sie mit der Inschrift: spes publica, spes augusta, spes populi Romani. Der deutsche Gott Thor wird abgebildet, wie er in der rechten Hand den Blitz hält, in der Linken das Scepter, das mit einer Lilie gekrönt war. In Frankreich ist sie (wenigstens seit 1150) in das Wappen der Könige aufgenommen. Bei uns gilt die Lilie vorzugsweise als Sinnbild der Reinheit und Unschuld. Daher geben deutsche Maler (ich weiß nicht, ob auch andere) dem Erzengel Gabriel bei der Begrüßung der Maria einen Lilienstengel in die Hand. Darum auch berichtet die Sage bedeutungsvoll, daß aus den Gräbern der unschuldig Hingerichteten weiße Lilien hervorsprießen, als allzu späte Ehrenrettung.

Ein ähnliches Sinnbild ist der Epheu. Es ist irrig, ihn für eine Schmarotzerpflanze zu halten, welche durch ihr festes Umklammern den Gegenstand ihrer Liebe tödte, indem sie vampyrartig ihm die Lebenssäfte ausziehe. Der Epheu umschließt zwar den Stamm, aber er erdrückt nicht und erstickt ihn nicht durch seinen Blätterreichthum noch durch seine Wurzelfäserchen, mit denen er kletternd sich anheftet. Darum ist er ein treffendes Abbild treuer Freundschaft, zärtlicher Mutter- und Gattenliebe, auch wohl — wegen seines Immergrünens — ein Bild unvergänglicher Jugend und Kraft, der Beständigkeit und Treue. Aus diesem Grunde erzählt die Sage, König Marke habe Tristan und Isolde an verschiedenen Seiten der Kirche begraben lassen, damit sie auch im Tode getrennt wären. Aber dennoch wuchsen aus Beider Grabe Epheuranken hervor, die sich suchten und fanden und untrennbar sich in einander verschlangen. — Auf kirchlichen Gefäßen

oder auch am Fuße eines Kruzifixes (schon in meiner Heimath in Osterode) sieht man oft einen Büschel von Aehren und Weintrauben. Weil aus ihnen Brot und Wein bereitet wird, dienen sie beim heiligen Abendmahl als Symbole des Leibes und Blutes Christi. — Sonst gelten Aehren als Symbol Adams, weil er nach der Vertreibung aus dem Paradiese den Acker bauen mußte.

Es hat freilich einmal eine Zeit gegeben, wo man nicht so sinnig und so innerlich bedeutungsvoll die Dinge betrachtete. Wenigstens in katholischen Volkskreisen ist es bei Anrufung der Heiligen beispielsweise üblich, daß man bei Augenkrankheiten den Augustin, bei Blasenkrankheiten den Blasius anruft, um des ähnlichen Klanges willen. — Ebensolche Geistesarmuth ist es, wenn man meinte, feinblättrige Pflanzen wie Spargel und Fenchel hülfen bei Krankheiten der Haare. Rose, Maaslieb und Augentrost, deren Blüthengestalt an ein Auge erinnert, wären gut für die Augen. Ebenso um der äußeren Gestaltung willen der Eisenhut für das Ohr, der Ampher für die Zunge, die Brennnessel für Brennen und Stechen im Leibe und dergl. mehr. Wir können nur sagen: aus echt germanischem Geiste sind diese Hirngespinste nicht geboren; solch geistloser Aberglaube muß von anderswoher einem Theile des Volkes eingepfropft sein. — Doch hinweg von dieser faden und geschmacklosen Sache, hin zu besserer, die mit Salz und Pfeffer gewürzt ist. —

Wir gedenken jener blauen, von poetischem Hauch umwebten Wunderblume, durch welche man Schätze heben kann, und über die wohl überall in ganz Deutschland sich Sagen finden. Der Hauptinhalt ist gewöhnlich folgender: Ein Knabe, ein Hirt, ein Bauer findet zufällig oder bekommt von einer schönen Jungfrau die Wunderblume geschenkt. Sobald er sie in der Hand hat, sieht er plötzlich vor sich eine Thür im Felsen oder im Berg, das Schloß springt auf durch die Berührung mit der Wunderblume, und die prachtvollsten Schätze liegen vor ihm. Er darf nehmen, soviel er will. Aber die Jungfrau oder sonst eine warnende Stimme ruft ihm zu: „Vergiß das Beste nicht“. Er aber, geblendet vom Glanze all der Herrlichkeiten, legt Hut und Blume fort, füllt sich die Taschen mit Gold und Kleinodien und eilt

hinaus. Donnernd fällt die Pforte hinter ihm zu und ist für immer seinem Blick verschwunden; denn er hat wirklich das Beste, die Wunderblume, das Vergißmeinnicht vergessen, das ihm immer von Neuem den Weg zu jener Schatzkammer hätte öffnen können. — Grimm sagt, die Sage scheine tiefsinnig diesen schönen Blumennamen als ein warnendes Wort Gottes selbst aufzufassen, der die Menschen mahne, über irdischen Reichthum nicht die Gottesliebe und Demuth zu vergessen. — In unzähligen Liedern und Gedichten wird das Vergißmeinnicht als Trost- und Hoffnungsblume für Liebende gepriesen. Bei Goethe im „Blümlein Wunderschön“ sagt der gefangene Graf, dem Rose, Lilie, Nelke, Veilchen nicht alles Genüge bringen, am Schluß:

> Doch wandelt unten, an dem Bach,
> das treuste Weib der Erde,
> und seufzet leise manches Ach,
> bis ich erlöset werde.
> Wenn sie ein blaues Blümchen bricht,
> und immer sagt: Vergiß mein nicht!
> so fühl ichs in der Ferne.
> Und wenn mir fast das Herze bricht,
> so ruf ich nur: Vergiß mein nicht!
> Da komme ich wieder ins Leben. —

Die Bäume richten in der Regel ihre Zweige schräg empor nach oben. Die Fichte aber läßt sie nach unten hinabhängen. Woher diese Ausnahme kommt, weiß eine Sage zu erklären. Als der Herr Christus mit Petrus auf Erden über die Länder wanderte, kam er einst auch in das fichtenreiche Voigtland. Es regnete stark, und, um nicht naß zu werden, rief Petrus, der eine große Fichte sah: O Herr, komm doch unter diesen breiten Baum! Allein der Herr sprach: Wer den Regen schickt, wird auch den Sonnenschein senden, und blieb an seiner Stelle. Petrus aber wollte klüger sein, nicht blos von der Hoffnung leben, und begab sich unter den Baum. Es erhob sich aber plötzlich ein Wind, und der Baum schlug mit seinen breiten, dichten Aesten gerade so wie der Haushahn kräftig mit seinen Flügeln schlägt. Da ward Petrus durchnäßt bis auf die Haut, auf dem Felde aber

schien die helle Sonne. Die Fichte aber behielt von Stund an für immer ihre niederhängenden Zweige. —

Auch der Landmann liebt es, auffallende Erscheinungen auf Aeckern und Wiesen durch eine sagenhafte Geschichte sich zu erklären. Denn da er von Chemie Nichts versteht, vermag er in der chemischen Beschaffenheit des Bodens die Ursache nicht zu sehen. Wenn auf einer Wiese eine dürre, kahle, oft runde, oft halbmondförmige Stelle sich findet, so sagen sie (in Bayern), das rühre von dem Alber, d. h. dem Drachen her, der ganz glühend sei und daher, wenn er sich zum Ausruhen von seinem nächtlichen Flug auf eine Wiese setze, das Gras rings umher versenge. Erst nach sieben Jahren wachse dort wieder Gras. Eine derartige auffallende ganz kahle, beinahe kreisförmige Stelle in einer Wiese ist (nach der Sage) dadurch entstanden, daß einst an dieser Stelle etliche Männer nächtlicher Weile zusammenkamen und sich heimlich verabredeten, sie wollten eine große Ackerfläche, welche zwei Waisenkindern gehörte, diesen abschwören und unter sich theilen. Von Stund an ward der Fleck dürr und unempfänglich für Thau und Regen. — Wie tief sich Bürger in den echt germanischen Volksgeist hineingedacht hat, erhellt deutlich aus dem Anfang seiner Ballade: Die Tochter des Pfarrers von Taubenheim. Da heißt es:

> Im Garten des Pfarrers von Taubenheim
> gehts irre bei Nacht in der Laube,
> da flüstert und stöhnts so ängstiglich,
> da raschelt, da flattert und sträubt es sich,
> wie gegen den Falken die Taube.
> Es schleicht ein Flämmchen am Unkenteich,
> das flimmert und flammert so traurig;
> da ist ein Plätzchen, da wächst kein Gras,
> das wird vom Thau und vom Regen nicht naß,
> da wehen die Lüfte so schaurig. —

In wald- und wildreichen Gebirgsgegenden findet der Landmann auf seinen Aeckern und im hohen Getreide oft lange schmale Streifen verwüsteten Getreides, die plötzlich in einer Nacht entstanden sind. Woher solche räthselhafte Erscheinung?

an Moltke, an Ranke, an Humboldt wollen wir erinnern. Da ist reiche Erfahrung, tiefes Nachdenken, gründliches Sinnen, feines Erforschen, kluges Berathen, richtiges Leiten und Führen, kurz, die herrliche Fülle der Weisheit, wie sie je nur ein Mensch erwerben kann! — Das Alles mag uns die sinnreiche Mythe sagen zur Tröstung in Schmerz und Unbill, zur Erweckung des Muthes, zur Belebung der Hoffnung, zur Aufrichtung und zur Erhebung! —

Es ist doch eine wahre Pracht mit dem deutschen Volke. Es versteht es, wie Ihnen hoffentlich aus meinen Mittheilungen klar geworden ist, eine kalte trockene Wahrheit in das heitere Gebiet der Poesie zu erheben und mit märchenhaften Gebilden zu umhüllen. Ja es scheut selbst vor einem großartigen, verblüffenden Unsinn nicht zurück, wenn er nur geistvoll und witzig ist.

Zum Schluß noch zwei sehr charakteristische Mythen über Frauen. Zuerst über die Französin, zumal die Pariserin. Als die Feen einst den Menschentöchtern ihre Reize austheilen sollten, versammelten sie alle Frauen der verschiedenen Völker. Der Einen gaben sie helle, glänzende Augen, der Andern langes lockiges Haar. Die Eine erhielt Zähne, glänzend wie Perlen, die Andre einen lilienweißen Teint. Der Einen ward ideale Regelmäßigkeit der Züge geschenkt (wie bei den griechischen Statuen), der Andern heller, schlagfertiger Geist und Witz. Nur Eine war bei der Austheilung vergessen worden: die Vertreterin der Französinnen: die Pariserin. Da erbarmten sich die bevorzugten Töchter der Erde ihrer armen Schwester; und, um die Weinende zu trösten, nahm jede aus ihrem Kranze eine Blume, um der Schwester einen Strauß zu binden. So hatte die Pariserin an allen Gaben Theil; und ihr Kranz ist aus all den Blumen gewunden, mit welchen überhaupt die Frauen der Erde beschenkt wurden. — Hiemit ist, wie die Franzosen selbst gern rühmen, das Wesen der Pariserin trefflich gezeichnet; sie hat Alles, sie kann Alles, sie weiß Alles — aber nur oberflächlich. Sie spricht oder plaudert über Politik, Philosophie und Literatur ebenso keck wie über Theater und Moden.

Ja, treffend und charakteristisch ist diese Mythe; aber eben das und zugleich erhebend und herzerquickend ist eine germanische. Eine gute Fee, so heißt es, stieg einst vom Himmel zur Erde